Die Abenteuer
es Ostseefliegers

Erich Killinger



Ullstein Kriegsbücher

Die Abenteuer des Ostseefliegers

Die Abenteuer des Ostseefliegers

Von

Leutnant zur See
Erich Killinger

151. bis 200 Tausend

1 9 1 7

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Inhalt

Die Gefangennahme

Im Flugzeug über Libau — Abgeschossen — Fünf Stunden im Eiswasser — „Ruski oder Pruski?" — Kriegsgefangen!

Maschine 51 klar zum Aussetzen!"

Diese Meldung brachte mir eine Ordonnanz in die Messe des Flugzeug-Mutterschiffs S. M. S. „H . . . .", wo ich gerade Unterricht in Funkentelegraphie zu geben hatte.

S. M. S. „H . . . ." war ein aufgebrachter feindlicher Handelsdampfer, den wir als Flugzeug-Mutterschiff ausgerüstet hatten. Gleich nach der Vertreibung der Russen aus Memel waren wir daselbst stationiert worden, um der Wiederholung eines früheren Handstreichs des Feindes vorzubeugen. Fast täglich suchten wir das Seegebiet bis nach Gotland hin ab und spähten nach den in die Ostsee eingedrungenen englischen Unterseebooten. Diese eintönige Aufgabe wurde angenehm unterbrochen durch zahlreiche Aufklärungsflüge längs der russischen Küste, wobei wir Bomben mitnehmen durften, um die militärischen Anlagen Libaus zu zerstören.

Heute galt es, ein englisches Unterseeboot zu suchen, das sich im Hafen von Libau verkrochen haben sollte. Als ich an Deck kam, war meine Maschine, ein Wasserdoppeldecker, schon klar zum Starten. Schnell nahm ich meine Karten und Navigationsinstrumente und kletterte in meinen Beobachtersitz. Ich überzeugte mich, daß Bomben usw. ordnungsgemäß verstaut waren, und meldete dann meinem Führer, dem Oberleutnant z. S. von Gorrissen: „Flugzeug klar zum Starten!"

Schon brauste die Maschine über die spiegelglatte See; ein letztes Mützenschwenken der an der Reling stehenden Besatzung, und leicht hob sich unser Vogel von der Wasserfläche. Keiner von allen, die uns da heiter nachwinkten, ahnte, daß dieser Flug in der Morgenfrühe des 6. April 1915 für uns beide der Anfang einer überaus schweren und trüben Zeit werden sollte, und einer Zeit, reich an Abenteuern aller Art. — — — — —

Alles klappte vorzüglich. Dank unserem guten einhundertfünfzigpferdigen Benzmotor stiegen wir schnell und schwebten nach kurzer Zeit in tausend Meter Höhe über der tiefblauen See dahin. Es

war ein herrlich klarer, frischer Frühlingsmorgen, der eine fast unbegrenzte Fernsicht erlaubte.

Wohl gegen zwei Stunden flogen wir so dahin, mit Kurs NNO, eifrig ausspähend nach englischen U-Booten oder russischen Seestreitkräften, ohne jedoch das Geringste entdecken zu können. Dann änderten wir Kurs auf die russische Küste zu. Bald kamen das Land und die großen Eisfelder vor dem Hafen von Libau in Sicht. Nun hieß es höher gehen, um den feindlichen Schrapnell- und Gewehrkugeln auszuweichen.

Doch heute hatten wir unserer treuen Maschine, die uns seit Kriegsbeginn auf allen Flügen getragen hatte, in unserem Tatendrange zu viel zugemutet. Sie setzte jeder unserer verzweifelten Anstrengungen, über zwölfhundert Meter zu steigen, ein hartnäckiges Nein! entgegen. Und so mußten wir denn in dieser Höhe über die feindlichen Linien gehen, um unseren Auftrag auszuführen. Bald belehrten uns die immer näher liegenden Schrapnellwölkchen und die trotz des Motorengeräusches deutlich wahrnehmbaren Geschoßexplosionen, daß wir doch zu wenig vorsichtig gewesen waren.

Plötzlich ein scharfer Knall, die Maschine bäumte sich steil auf, und der Motor raste mit unheimlicher Tourenzahl. Gorrissen stellte sofort die Zündung ab, ging in Gleitflug über und brachte die Maschine wieder in Ruhe. Ich hatte zuerst angenommen, daß wir einen Volltreffer in den Motor bekommen hätten; nun zeigte sich vielmehr, daß unser Propeller weggeflogen war, und daß er dabei einen Schwimmer mitgerissen hatte.

Jetzt gab es nur zwei Möglichkeiten. Entweder wir versuchen, die Maschine auf Land zu setzen, oder wir gehen in flachem Gleitflug möglichst weit nach See hinaus, indem wir mit der Möglichkeit rechnen, uns an den Trümmern der Maschine so lange über Wasser zu halten, bis vielleicht Hilfe von Memel käme. Eine glatte Landung auf See war ja bei dem zertrümmerten Schwimmer ausgeschlossen, und ein Wasserflugzeug auf Land setzen ist eben auch eine kitzlige Sache. Wenn wir auch in diesem letzteren Falle mit heilen Knochen davonkommen würden, so war doch unsere Gefangennahme unvermeidlich. Also lieber auf See gehen und lieber ertrinken, als den

Russen in die Hände fallen! Dies waren die Erwägungen eines Augenblicks:

Hinaus denn auf See!

Während des Gleitflugs vernichtete ich schnell meine Geheimkarten und Signaltafeln, steckte die Signalpistole zu mir und band den Gurt mit Leuchtpatronen um den Leib; denn sie konnten uns vielleicht später noch von Nutzen sein.

Kurz über Wasser kletterte ich auf den noch heil gebliebenen Schwimmer, um das unvermeidliche Überkopfgehen beim Landen abzuschwächen. Gorrissen machte eine musterhafte Landung, und langsam neigte sich die Maschine beim Auslaufen nach vorn über.

Mein Führer flog in großem Bogen von seinem Sitz, und trotz der kritischen Lage, in der ich mich befand, mußte ich seinen tadellosen Kopfsprung bewundern.

Ich versuchte möglichst schnell auf die Rückseite des Flugzeugs zu kommen, doch verfing ich mich in den Spanndrähten und schluckte, gerade zu der Zeit ungefähr, wo ich sonst meinen Morgenkaffee zu mir zu nehmen pflegte, eine gehörige Portion des üblen Seewassers. Als ich endlich wieder an

die Oberfläche kam, galt mein erster Blick dem Kameraden; und da kam er auch schon in langen Stößen angeschwommen. Ich kletterte auf die Trümmer des Flugzeugs und zog meinen Leidensgefährten nach, der schon ganz erstarrt war.

Da saßen wir nun beide, durchnäßt und frierend, und machten krampfhafte Anstrengungen, uns gegenseitig einzureden, es ginge uns eigentlich ganz gut. Wir überlegten und rechneten aus, daß wir auf den Trümmern uns noch zwei bis drei Stunden über Wasser halten könnten; bis dahin also „mußte irgend etwas geschehen".

In einiger Entfernung trieb eine große Eisscholle, doch war sie zu weit von uns entfernt; auch waren wir mit der Lebensweise der Eskimos nicht vertraut genug, um uns häuslich drauf niederzulassen.

Allmählich sackte die Maschine tiefer; schon ging die Dünung über uns hinweg, und noch immer keine Aussicht auf Rettung! Auch konnten wir uns kaum mehr festhalten, da wir beide in dem eiskalten Wasser völlig erstarrt waren.

Plötzlich — wir mochten wohl drei Stunden getrieben haben — sahen wir ein Ruderboot auf

uns zukommen. Unsere erste Frage war: „Freund oder Feind?“ Als unverbesserliche Optimisten nahmen wir natürlich das erstere an und suchten uns gegenseitig davon zu überzeugen.

„Die Russen haben ja hier an der Küste gar keine Ruderboote.“

„Bei dem Bullenwind geht's ja mit Affenfahrt nach Süden!“

„Und bei der Strömung erst recht!“

„Und dann treiben wir ja auch schon furchtbar lange, mindestens fünf Stunden.“

„Na, nach meinem Hunger zu schließen, müßten es mindestens schon sechs sein!“

Zweifellos hätten wir noch eine Menge weiterer triftiger Gründe für die Berechtigung unserer Hoffnungen angeführt, wenn nicht plötzlich über unsere Köpfe hinweg Gewehrkugeln gepfiffen hätten.

„Die denken gewiß, wir seien Russen!“

Aber das klang schon nicht mehr so überzeugt wie vorher. Und nun wurde von dem Boot aus Salve auf Salve auf uns abgegeben. Doch wie durch ein Wunder gingen alle Kugeln neben uns ins Wasser. Langsam kam das Boot näher,

und bald konnten wir Einzelheiten erkennen. Am Bug stand ein baumlanger Kosak, der offenbar den kühnen Vorstoß gegen uns leitete.

Aus hundert Meter Entfernung wurden die Verhandlungen eröffnet. Ein großer Wortschwall von seiten des Kosaken, aus dem ich nur zwei Worte verstehen konnte: „Ruski? — — Pruski?"

Nachdem der Kosak seine anscheinend wohlstudierte Rede beendet hatte, hielt ich es für zeitgemäß, nun meinerseits die nötigen Aufklärungen zu geben. Ich brüllte: „Nix Ruski! — Nix Pruski!" Was ich ihm sonst noch sagte, verbietet mir der Anstand, hier zu wiederholen. Wieder folgte eine lange Rede des Kosaken, die wir nicht verstanden, und der wir darum keine Bedeutung beilegten. Bald aber wurde es klar: man hatte uns aufgefordert, uns zu ergeben. Denn als von unserer Seite nichts erfolgte, fingen die Kerle wieder an zu schießen, und unter ständigem Gewehrfeuer kam das Boot ganz dicht an uns heran, so daß uns schließlich nichts übrig blieb, als unterzutauchen, um nicht getroffen zu werden.

Erst in unserer unmittelbaren Nähe hörten sie mit dem Schießen auf und forderten uns durch

Gesten auf, in das Boot zu kommen. Notgedrungen mußten wir dieser Einladung Folge leisten. Schweren Herzens schwammen wir mit dem letzten Aufgebot unserer Kräfte hinüber. Man zog uns ins Boot. Völlig erschöpft sanken wir nieder, beherrscht und bedrückt von dem einzigen Gedanken:

„Kriegsgefangen!"

Libau — Wilna — Petersburg

Ausgeplündert — Fahrt im Schnee — Mit dem Hängen bedroht — Der geheimnisvolle Bleistift — Verhör — Ein russischer „Held" — Petersburger Eindrücke — Hinter Schloß und Riegel

Doch gar lange sollten wir hier im Boot nicht in Ruhe bleiben. Nach einer Beratung der Bootsbesatzung, die aus Zivilisten bestand, mit den Soldaten wurde beschlossen, unsere Kleider nach Waffen und sonstigen Kostbarkeiten zu durchsuchen. Großen Eindruck machte hierbei meine gefundene Signalpistole, die von Hand zu Hand ging und den Russen wohl als ein fürchterliches Mordinstrument vorgekommen sein muß. Die uns abgenommenen Habseligkeiten wurden dann gleich ehrlich-brüderlich aufgeteilt.

Nach etwa einer Stunde Ruderns gelangten wir an Land. Hier hatte sich schon eine große Menge Soldaten versammelt, um uns mit Triumphgeheul zu empfangen. Ein Bauernwagen, mit zwei kleinen Kosakenpferdchen bespannt, brachte uns zum Hause eines russischen Offiziers, wo wir infolge der großen körperlichen

Anstrengungen und der Kälte in den nassen Kleidern gänzlich erschöpft zusammenbrachen. Man gab uns etwas heißen Tee und Brot, auch durften wir unsere nassen Kleider ausziehen.

Inzwischen war durch den russischen Offizier ein Dolmetscher geholt worden, und es begann nun das erste Verhör. Hauptsächlich wollte der Russe wissen, ob wir die Flieger seien, die mehrmals auf Libau Bomben geworfen hätten.

Nach einem längeren, aber ergebnislosen Verhör entfernte sich der Dolmetscher.

Da niemand mehr anwesend war, der uns verstehen konnte, berieten wir alsbald eingehend, was wir bei allen kommenden Verhören aussagen wollten. Und jetzt wurde auch gleich der erste Fluchtplan entworfen: Wir waren nur ungefähr dreißig Kilometer hinter der russischen Linie, eine Strecke, die sich in einer Nacht bequem zurücklegen ließ. Längs der Straße Polangen—Libau, die ich von meinen Erkundungsflügen genau kannte, ziehen sich Wälder hin, die uns bei einer Verfolgung guten Schutz bieten konnten. In dem Hause des Offiziers befanden sich außer ihm nur noch sechs bis acht Soldaten, die wir mit Hilfe

seines Revolvers, den er vor uns auf dem Tische hatte liegen lassen, hofften, überwältigen zu können. Ungünstig für uns war aber unsere augenblickliche große Körperschwäche. Wir hätten in unseren nassen Kleidern bei der strengen Kälte kaum einige hundert Meter weit laufen können. Also mußten wir zunächst danach trachten, unsere Kleider zu trocknen und uns tüchtig durchzuwärmen. Aber dazu bot sich leider keine Gelegenheit.

Bei Einbruch der Dunkelheit wurden wir wieder auf unsern Bauernwagen verstaut, vor und hinter uns je zwei Infanteristen mit aufgepflanztem Seitengewehr, voraus ein Kosak zu Pferd, je zwei an Backbord und Steuerbord; den Schluß bildete wiederum ein berittener Kosak.

Nach zwei Stunden hielten wir an einem Bauerhof, wo die Pferde gewechselt wurden. Hier machten wir die Bekanntschaft einiger Tscherkessen, die die Liebenswürdigkeit hatten, uns die Hände mit Telephondrähten auf den Rücken zusammenzubinden und die Beine sachgemäß an beiden Seiten des Wagens festzuzurren. Dadurch war uns auch die Möglichkeit geraubt,



EUROPÄISCHES RUSSLAND
ASIATISCHES RUSSLAND
SIBIRIEN
RUSSISCHES REICH
St. Petersburg
Moskau
Tobolsk
Tjumen
Perm
Kasan
Omsk
Tomsk
Irkutsk
Baikal S.
Tschita
Charbin
Wladiwostok
Mukden
Peking
Tientsin
Nanking
Schanghai
Kanton
Mongolei
CHINESISCHES REICH
Tibet
Lhassa
INDISCHES REICH
NEPAL
Calcutta
Bombay
Goa
SIAM
Bangkok
Hainan
Formosa
Philippinen
Manila
KOREA
Tokio
Yokohama
Kobe
Nagasaki
nach Honolulu
PERSIEN
Teheran
AFGHAN
Kabul
Herat
Taschkent
Samarkand
Aral S.
Baku
Tiflis
Constantinopel
Sebastopol
Odessa
TÜRKISCHES REICH
Bagdad
Basra
Jerusalem
Arabien
Ägypten
Cairo
Suez
Assuan
Medina
Mekka
ÖST.-UNG.
Warschau
Wilna
Memel
Libau
Riga
Tula
Pensa
Samara
Orenburg
Astrachan
Kiew
Wologda
Ust-Syssolsk
Nikolajewsk
Blagowjeschtschensk
Mandschurija
Urga
Karaschar
Kaschgar
Balkasch S.
Smyrna
Athen
Teheran
Eisenbahnen
Route meiner Reise und Flucht

unsere steifgefrorenen Glieder durch Reiben zu erwärmen. Und ganz besonders peinlich war es, daß wir bei dem nun einsetzenden Schneegestöber nicht in der Lage waren, das Eindringen des Schnees in den Hals zu verhindern.

So müssen wir wohl die ganze Nacht hindurch gefahren sein; genau kann ich mich dessen nicht mehr entsinnen, denn infolge der großen Kälte und der Erschöpfung hatte ich das Bewußtsein verloren. Erst bei Tagesanbruch kam ich wieder zu mir, als man gerade dabei war, mir die Augen zu verbinden. Alsdann wurde ich mit einem Sack zugedeckt. Anscheinend näherten wir uns der Festung Libau. Von Zeit zu Zeit wurde der Sack hochgehoben, und ich schloß aus dem Gewirr von Stimmen, das um mich her ertönte, daß mich meine Begleitmannschaft der Bevölkerung von Libau als Schaustück sehen ließ.

Als man uns endlich das Tuch von den Augen nahm, stand der Wagen vor einem großen Gebäude mitten in der Stadt. Die Straßen waren dicht mit Militär besetzt, das die neugierigen Zuschauer zurückdrängte. Gorrissen konnte ich anfänglich nicht entdecken; er war nämlich wäh-

rend der Nacht auf einen zweiten Wagen gebracht worden, wo es ihm im übrigen ebenso erging wie mir. Wir wurden losgebunden und aus dem Wagen gehoben. Keiner von uns konnte aufrecht stehen, wir mußten in das Haus geführt werden.

Ein Polizeioffizier stürzte auf uns zu, schrie uns an, wir sollten uns sofort ausziehen, und machte uns die erfreuliche Mitteilung, daß wir Räuber seien, die unschuldige Frauen und Kinder mordeten, weshalb wir sofort gehängt werden sollten. Wir waren glücklicherweise beide viel zu apathisch, als daß seine Wutäußerungen Eindruck auf uns gemacht hätten. Zwei Gendarmeriewachtmeister halfen uns dann beim Ausziehen, d. h. sie rissen uns einfach die Kleider vom Leibe, um sie peinlich genau zu untersuchen. Futter und Taschen wurden dabei der Einfachheit halber kurzerhand herausgerissen. Der eine Wachtmeister fand bei mir noch ein höchst verdächtiges Instrument, das er triumphierend seinem Vorgesetzten brachte. Der untersuchte es mißtrauisch mit spitzen Fingern, und siehe — es war ein Penkala-Bleistift.

Nach dieser Untersuchung erhielten wir den Befehl, uns wieder anzuziehen. Da dies dem gebietenden Herrn nicht schnell genug ging, beliebte es ihm, Gorrissens Tatkraft durch den Wurf mit einem Stiefel aufzumuntern.

Hierauf wurden wir in ein Zimmer eingesperrt. Die nächste Frage war: „Werden wir nun gleich gehängt, oder sollen wir erst noch weiter im Hungern ausgebildet werden?"

Nach einiger Zeit kam ein höherer russischer Offizier zu uns. Ich muß bemerken, daß er der einzige vornehme Russe war, mit dem ich während meines Aufenthalts in Rußland und Sibirien zu tun hatte. Er entschuldigte sich sofort wegen der Behandlung, die uns widerfahren war. Meine Bitte um Essen und trockene Unterwäsche versprach er zu erfüllen. Zum Abschied sagte er uns wörtlich: „Ich bedauere aufrichtig, daß man Sie hier als Räuber behandeln wird; doch steht es nicht in meiner Macht, etwas für Sie zu tun."

Und wie man Räuber behandelt, darüber hatte uns ja zuvor schon der freundliche Polizeioffizier aufgeklärt!

Inzwischen hatte es sich wohl unter der Bevölkerung herumgesprochen, wir seien die Flieger, denen Libau die letzten Bomben zu verdanken habe. Denn als wir zum Bahnhof kamen, waren die Straßen durch Militär abgesperrt, weil die Menge uns zu lynchen drohte.

Auf dem Bahnhof wurden wir in einen Eisenbahnwagen vierter Klasse verladen, dessen Fenster mit Brettern vernagelt waren. Bewachung: ein Gendarmerieoffizier, zwei Wachtmeister und acht Infanteristen. Kurz vor der Abfahrt des Zugs brachte der höhere Offizier uns eine Unterhose und ein Hemd. Während der fünftägigen Fahrt bis Petersburg haben wir dann dieses Hemd und diese Hose brüderlich wechselnd getragen. War dabei der andere an der Reihe, so mußte natürlich der eine so lange in dem feuchten Unterzeug frieren.

Um uns auf andere Gedanken zu bringen — wir konnten ja nicht die Gegend betrachten — versuchten wir vergeblich, mit unseren Bewachungsmannschaften ein Gespräch anzuknüpfen. Ich erbat schließlich durch Zeichen ein Stück weißes und ein Stück braunes Papier und riß davon je

neun Stück ab. Dann wurde auf die Bank die Figur der „Mühle" gezeichnet, und schon war ein Unterhaltungsspiel im Gange. Die Russen umstanden uns mit großen Augen, und ich bemerkte später, daß sie sich die Papierschnitzel eingehend betrachteten.

Nach zwei Tagen wurde uns bedeutet, wir sollten aussteigen. Da unsere Wachmannschaften immer von „Petrograd" gesprochen hatten, nahmen wir an, daß wir schon in Petersburg angekommen seien. Es war Nacht, und so kamen wir unbelästigt zu einer alten Kaserne. Dort trafen wir etwa hundert deutsche gefangene Soldaten und einige deutsche Offiziere, die uns darüber aufklärten, daß wir in Wilna seien. Wir gaben einem deutschen Offizier gleich unsere Adressen und baten ihn, wenn er nach Friedensschluß wieder nach Hause käme, sich nach uns zu erkundigen. Für den Fall, daß wir nicht aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt seien, hätten uns die Russen zum Tod verurteilt.

Am nächsten Morgen wurden wir beide im Triumph durch Wilna geführt und schließlich zu eingehendem Verhör auf die Kommandantur

gebracht. Hier wurden wir, jeder einzeln, über zwei Stunden ausgefragt. Am meisten wunderten sich die Russen, daß wir in Deutschland über ihren Einfall in Ostpreußen und über den Fall von Przemysl genau Bescheid wußten, während man bei ihnen selbst ja nur wirkliche oder vermeintliche Siege bekanntgibt. Als ich ihnen gar erzählte, daß man in Deutschland ganz bestimmt mit einem Sieg über Rußland, England und Frankreich rechnete, schüttelten sie ungläubig die Köpfe. Was ich ihnen über Unterseeboote und Flugzeuge erzählte, das wurde alles aufs genaueste notiert. Nach dem Verhör gings wieder zur Bahn, und nach einigen weiteren Tagen waren wir nun wirklich in Petersburg.

Petersburg!

Wie sehnsüchtig hatte ich früher immer gewünscht, diese Stadt einmal kennenzulernen! So allerdings hatte ich mir meinen Einzug nicht vorgestellt. Auf dem Bahnhof ungeheures Gewühl von Offizieren und Soldaten. Schmierige Popen mit langen Haaren, wohl seit der Weihe nicht mehr gewaschen, englische, japanische, französische Offiziere in pompösen Gala-Uniformen

gaben dem Bahnhof ein überaus buntes Aussehen. Recht guten Eindruck machte die Bahnhofswache, die aus schön gewachsenen, stämmigen Kosaken bestand.

Der uns begleitende Gendarmerieoffizier war der Held des Tags. Mitten auf dem Bahnsteig schilderte er den Umstehenden, wie er uns beide abgeschossen und nach erbittertem Kampf überwältigt habe. Lebhaft wurde er zu diesen Erfolgen beglückwünscht, und verschiedene Offiziere umarmten ihn als russischen Helden. Schade, daß wir so gar nicht Russisch sprechen konnten! Allzugern hätte ich seinen Bewunderern sonst erzählt, daß die Verdienste ihres Helden eigentlich nur darin bestanden, daß er von Wilna nach Petersburg im selben Zug mit uns gefahren war; der hohe Herr war nämlich gleich in ein Abteil erster Klasse gestiegen und hatte es seinen Soldaten überlassen, uns bis Petersburg zu überwachen.

Vom Bahnhof fuhren wir in einem ausschließlich für uns bestimmten Straßenbahnwagen durch die Stadt. Die Häuser waren beflaggt; wahrscheinlich wurde wieder ein großer

Sieg gefeiert. Ob der über uns beide? Es tat uns aufrichtig leid, daß wir endlich aussteigen mußten. Nun ging es durch verschiedene Posten zu einem wenig einladenden Gebäude hinter hohen Mauern.

Ein Offizier nahm uns hier in Empfang und brachte uns durch einen langen, abwärts führenden Gang in ein richtiges Verlies. Mindestens zehn schwere eiserne Türen mußten wir passieren, die alle wieder hinter uns verschlossen wurden, bis wir endlich vor zwei nebeneinanderliegenden eisernen Toren haltmachten. Sie wurden durch die davorstehenden Posten aufgeschlossen; aber es war ein langwieriges Unternehmen, da die Türen durch mehrere Schlösser und quer gelegte eiserne Stangen gesichert waren.

Bis hierher hatte uns auch der Gendarmerieoffizier begleitet; mit einem Male setzte er eine sehr freundliche Miene auf und hielt eine lange Rede. Wir waren höchst erstaunt; hatte er doch während des ganzen Transportes uns keines Blicks gewürdigt. Zum Schluß griff er in die Tasche und gab uns zweiundzwanzig Kopeken mit dem Bedeuten, daß für jeden von uns die

Hälfte bestimmt sei. Wir waren über den Edelmut des Manns nicht wenig gerührt und konnten uns gar nicht denken, was ihn zu dieser aufopfernden Tat veranlaßt haben könnte. Das sollte uns später klar werden.

Wir trennten uns. Die Türen waren inzwischen geöffnet worden. Wir wurden hineingestoßen, und dumpf fielen die schweren eisernen Riegel hinter mir ins Schloß.

In der Peter-Pauls-Festung

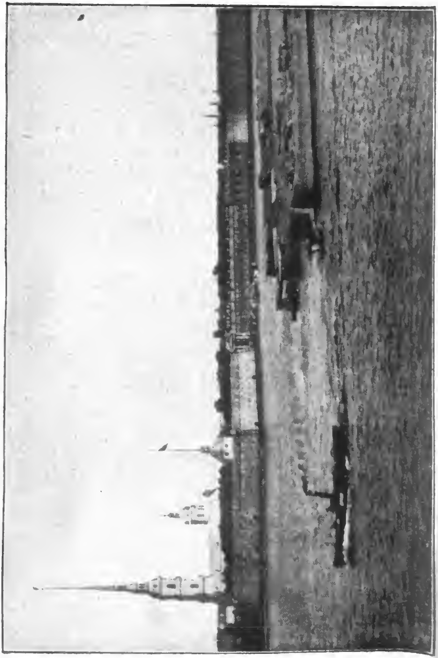
Im unterirdischen Verlies — Drahtlose Telegraphie durch Festungsmauern — Russische Ärzte — Seltsame Begegnung — Vergebliche Fluchtpläne — Auf nach Sibirien!

Erinnerungen aus meiner Knabenzeit wurden in mir wach, als ich, in den dunklen Raum eingepfercht, mich nur tastend bewegen konnte. Mit welcher Begeisterung hatte ich damals Sherlock Holmes gelesen! Hat man nicht auch da den unschuldigen Detektiv in ein Verlies geworfen, und ist er nicht in der Dunkelheit in einen unterirdischen Fluß gestürzt? Ja, ja, so war's. Auch wir waren über einen großen Fluß, anscheinend die Newa, gefahren, und gleich hinter der Brücke waren wir ausgestiegen! Nun fiel es mir auch wieder ein, daß ja in der berüchtigten Peter-Pauls-Festung, die zum Teil tief unter der Newa liegen soll, die lieben und getreuen russischen Untertanen des Zaren langsam zu Tod gemartert werden. Das kann ja schön werden!

Plötzlich hörte ich vor meiner Zelle dumpfe Schritte und dann Eisengeklirr. Jetzt werden

wohl die schweren Ketten kommen, mit denen man mich an einen Pfeiler fesseln wird! schoß es mir durch den Kopf. Aber, was ich hörte, war nur das Gerassel der Schlüssel. Meine Zelle wurde geöffnet. Irgend jemand rief: „Swiet!" („Licht!") Es wurde hell.

Ein Offizier trat herein und redete mich in fließendem Deutsch an. Er eröffnete mir, daß ich bis zum Abschluß der Verhöre und bis zu meiner endgültigen Aburteilung in diesem Raum zu verbleiben habe. Er hoffe, ich werde mich hier recht wohl fühlen. Kochend vor Wut, sagte ich ihm unumwunden meine Meinung über eine solche unmenschliche Behandlung eines kriegsgefangenen deutschen Offiziers und verlangte sofort den amerikanischen Konsul als den Vertreter der deutschen Interessen in Rußland zu sprechen. Ich beschwerte mich über die dunkle Zelle, forderte Licht und Essen sowie Ersatz der mir bei meiner Gefangennahme gestohlenen Sachen, wie Geld, Ringe usw., um dafür Einkäufe machen zu können. Ganz erstaunt gab der Russe mir zur Antwort: Ich habe es doch wunderschön und bekomme gut und genügend zu essen. Auf



dem Transport sei ich als Offizier sehr gut verpflegt worden und habe jeden Tag einen Rubel und fünfzig Kopeken als Gefangenengehalt bekommen.

Nun wurde mir Verschiedenes klar; unser wackerer Begleitoffizier hatte sowohl Verpflegungsgeld wie Gehalt in die eigene Tasche gesteckt und damit gerechnet, daß wir über diese Dinge ja nicht Bescheid wüßten oder doch bei unserer Unkenntnis der russischen Sprache uns wenigstens nicht beschweren könnten. Um sich aber auf alle Fälle den Rücken zu decken, hatte er uns zum Abschied jene elf Kopeken gegeben, als „Rest" des Verpflegungsgelds. Ich teilte dies dem Offizier mit, er zuckte aber nur mit den Achseln; gegenüber solchen Vorkommnissen im heiligen russischen Reich die einzige Möglichkeit, sich zu äußern.

Eins hatte ich wenigstens erreicht: ich bekam Licht in meine Zelle. Ein in das Gewölbe eingelassenes eisernes Feldbett, eine Eisenplatte, anscheinend als Tisch gedacht, ein einfaches Waschbecken und eine ebenso einfache Vorrichtung zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse: das

war die ganze Ausstattung. Oben an der Decke ließ ein kleines vergittertes Loch spärliches Tageslicht herein.

Kleider und Unterwäsche wurden mir weggenommen; ich erhielt dafür Anstaltswäsche, Pantoffeln und einen blauen Kaftan — leider entbehrte ich des Spiegels, um mich in meinem malerischen Aufzug bewundern zu können.

Das Essen wurde mir durch eine kleine Klappe in der Tür gereicht. Über ihr befand sich ein schmaler Sehschlitz, durch den mich ständig ein Wärter beobachtete. Immer, wenn mein Blick auf die Tür fiel, traf mich dieses argwöhnische Auge, das einen zur Verzweiflung bringen konnte. Das Essen war übrigens recht gut: um neun Uhr morgens Tee und Brot, um zwölf Uhr Suppe, Fleisch und Kartoffeln, um sechs Uhr abends wieder Tee und Brot. Zum Mittagessen bekam ich Messer und Gabel, doch wurden sie mir gleich nach Gebrauch wieder abgenommen. Nur einen Holzlöffel durfte ich dauernd behalten. Einmal suchte ich das Messer zu unterschlagen; darob entstand jedoch sofort große Aufregung.

Während der ersten acht Tage durfte ich von

elf bis zwölf Uhr in einem kleinen Hof spazierengehen — die einzige Abwechslung und Erholung während der langen, eintönigen Zeit.

Hier im Hof traf ich auch mit Sorrissen zusammen, den man ebenso behandelt hatte wie mich. Übrigens hatten wir bereits am zweiten Tag herausgefunden, daß die Steinwände jeden Schall sehr gut weitergaben und es so ermöglichten, daß wir uns gegenseitig durch Klopfzeichen verständigten. Wir verabredeten diese Verständigung für die Zeit des Essenholens, während deren sich die Wärter von unseren Türen entfernten. Das Pochen mit dem Holzlöffel ergab einen hellen, das Klopfen mit der Faust einen dumpfen Schall. Wir kamen überein, daß nach den Regeln der drahtlosen Telegraphie hell kurz, dumpf lang sein solle.

Diese gegenseitige Verständigung sollte uns noch große Dienste erweisen. Besonders nach den später einsetzenden, fast täglich sich wiederholenden Verhören konnten wir uns immer erzählen, was jeder von uns ausgesagt hatte, so daß wir nie miteinander in Widerspruch gerieten. Leider entdeckten unsere Wärter späterhin diese

Art unserer Verständigung, und wir wurden auseinandergelegt.

Schon nach wenigen Tagen war ich in einer solchen Gemütsverfassung, daß mir der Tod wie eine Erlösung erschien. Nur der Gedanke: Du darfst dich von den Russen nicht unterkriegen lassen! hielt mich noch aufrecht. Ich verlangte nun jedesmal, wenn mir mein Essen gereicht wurde, den Deutsch sprechenden Offizier zu sehen. Als er endlich kam, bat ich ihn, nach Hause schreiben zu dürfen. Das hat er mir denn auch gestattet. „Schreiben Sie, Sie seien in Petersburg, würden hier sehr gut behandelt und seien mit Ihrer Lage recht zufrieden! Nachrichten für Sie seien an den Kommandanten von Petersburg zu richten. Mehr dürfen Sie auf keinen Fall schreiben!" Augenscheinlich war es beabsichtigt, meinen wirklichen Aufenthaltsort zu verschleiern. Ich sagte ihm ferner, daß ich durch das dauernde Alleinsein, ohne irgendwelche Beschäftigung und ohne etwas lesen zu können, bald verrückt werden würde. Er versprach mir in der Tat Bücher aus der Gefangenenbibliothek, ein russisches Wörterbuch, Bleistift und Brief-

papier. Schließlich erbat ich dieselben Vergünstigungen auch für meinen Kameraden, und das wurde mir ebenfalls zugesichert

Da wir beide nicht Russisch verstanden, bekamen wir französische und italienische Bücher. Wir konnten immer je ein Buch aus der Bibliothek holen lassen; hatten wir es zu Ende gelesen, bekamen wir den nächsten Band. Leider erfuhr ich nach einigen Tagen, daß mein Kamerad, dank dem Aufenthalt in dem dumpfen Raum und dem ewigen Stillsitzen — der Spaziergang im Hof war uns vor acht Tagen gestrichen worden — krank geworden sei und ziemlich hohes Fieber habe. Der Besuch eines Arztes habe ihm keine Erleichterung verschafft; auch sei er seelisch ganz zusammengebrochen. Der arme Kerl! Wie gern hätte ich ihm geholfen!

Bei der mangelhaften Gelegenheit, mich zu reinigen, bekam ich nach kurzer Zeit einen höchst lästigen Hautausschlag, der schließlich so schlimm wurde, daß ich um einen Arzt bat. Der kam denn auch und untersuchte mich eingehend. Dann erzählte er mir eine lange Geschichte. Er sprach nur ganz wenige Worte Deutsch; was er eigent-

lich meinte, wurde mir nicht recht klar. Jedenfalls, so viel konnte und mußte ich leider aus der andauernd wiederkehrenden Redensart: „Da, da, Sie krätzen!“ entnehmen: ich hatte Krätze! Wie erfreulich! Und was verschrieb mir der weise Medizinmann? — Ein Abführmittel!

Er besuchte mich noch zweimal und stellte mit Genugtuung fest, daß die Krätze immer schlimmer wurde. Köstlich waren unsere Unterhaltungen. „Da, da, Sie krätzen!“ — „Da, da, Sie Hornvieh, Sie ...“ — Er, sehr freundlich, als hätte er alles verstanden: „Da, da, otschin karascho!“ („Gewiß, sehr gut!“) Ich habe, wie ich gestehen muß, bei diesen Zwiegesprächen das ganze Lexikon meiner Schimpfwörter ausgeschöpft und noch verschiedene neue hinzuerfunden. Ihm aber schien die Unterhaltung großen Spaß zu machen, und um seine Bildung zu zeigen, heuchelte er immer mit liebenswürdigem Lächeln inniges Verstehen. Ich habe diese widerwärtige Hautkrankheit, dank den russischen Militärärzten, fast ein ganzes Jahr mit mir herumgeschleppt.

Sehr gemein benahm sich der Admiralstabsoffizier, der mich verhörte. Als er schließlich merkte,

daß ich durch Kerker und Einzelhaft nicht klein zu kriegen war, versuchte er es durch Bestechung. Ich warf ihm einmal vor, daß die Russen ein niederträchtiges Pack seien, die kriegsgefangene Offiziere wie Verbrecher und Schweine behandelten.

Er entgegnete mir: „Sie können Ihre Lage sofort verbessern und einen wunderschönen Posten erhalten, Sie werden ganz frei sein, sobald Sie mir Angaben machen, die für mich von Wert sind.“

Im Mittelalter spannte man die Opfer, denen man etwas erpressen wollte, in den Schraubstock. Die zivilisierten Russen haben ein noch wirksameres Verfahren. Sie werfen ihre Gefangenen in den Kerker, um sie durch lange Einzelhaft mürbe zu machen, bis sie zu Vaterlandsverrätern werden.

Da nach vier Wochen die Nachrichten von meinem Freunde ausblieben, geriet ich in große Besorgnis. Zuletzt hatte er mich wissen lassen, daß er sich sehr schwach fühle und andauernd hohes Fieber habe. Sollte man ihn schon zu Tode gemartert haben? Erst später erfuhr ich,

daß er nach vier Wochen in eine andere Festung gebracht worden sei, weil die Russen einsahen, daß aus ihm doch nichts herauszuholen war. Mich hielten sie scheinbar für zugänglicher, in erster Linie wohl wegen meiner Jugend; ich war gerade zweiundzwanzig Jahre geworden.

Nach langen sechs Wochen hatten sie endlich auch bei mir eingesehen, daß alle ihre Bemühungen erfolglos bleiben sollten. Ich wurde daher aus der Peter-Pauls-Festung in eine andere Festung Petersburgs gebracht, die einen viel freundlicheren Eindruck machte; auch schien mir die Bewachung der Eingänge weniger stark zu sein. Zu ebener Erde wurde ein Zimmer geöffnet, und als ich eintrat, sah ich mich zwei merkwürdigen Gestalten gegenüber. Zwei Männer mit langem Haupthaar und großen wirren Bärten kamen auf mich zu, machten eine Verbeugung und stellten sich mir auf deutsch vor. Ganz entgeistert starrte ich die zwei seltsamen Erscheinungen an und vergaß dabei völlig, meinen eigenen Namen zu nennen. Doch da streckten sie mir schon beide die Hände entgegen.

„Nicht wahr, Sie sind Herr Killinger?"

Man denke sich: in Feindesland, in einer Anstalt, wo man sonst nur Zuchthäusler und Schwerverbrecher findet, kommen zwei Menschen, die aussehen wie Urwaldbewohner, und die man nie zuvor gesehen hat, auf mich zu und nennen mich gleich beim Namen!

Es begann ein großes Fragen:

„Sind Sie denn Deutsche? Auch kriegsgefangen? Woher kennen Sie mich denn?"

Tausend Dinge wollte ich auf einmal wissen. Bald war die Sache klar: die beiden gehörten zur Besatzung des Parseval-Luftschiffs, das im Januar 1915 über Libau abgeschossen worden war. Seit der Zeit wurden sie in dieser Festung gefangengehalten. Vor vierzehn Tagen aber war Gorrissen zu ihnen gebracht worden, und der hatte ihnen erzählt, daß voraussichtlich auch ich in einiger Zeit nachkommen würde.

Mir war's, als wär ich im Paradies. Jetzt war ich ja wieder bei Menschen, mit denen sich sprechen ließ! Wir hatten ein großes, helles Zimmer, Tisch und Stühle und ein Fenster mit Aussicht auf die Newa. Zwei Stunden am Tag durften wir in einem Garten am Fluß spazieren-

gehen und konnten das Leben und Treiben der Bevölkerung auf dem anderen Ufer beobachten. Gerade uns gegenüber lag das Zarenschloß.

Unsere Bewachungsmannschaften waren viel zugänglicher als die der anderen Festung. Wir bekamen reichlich Bücher, kneteten uns aus Brot Schachfiguren, spielten Karten, kurz, für mich bedeutete der Aufenthalt eine Erlösung.

Im Zimmer neben uns wohnte Gorrissen mit dem Kommandanten und dem Ersten Offizier des Luftschiffs. Wenn wir im Garten spazierengingen, konnten wir uns durchs Fenster mit ihnen unterhalten.

Kaum hatte ich mich ein wenig erholt, da wurde auch sofort an einem Fluchtplan gearbeitet. Meine Zimmerkameraden hatten schon vorher Erkundigungen eingeholt. An der Hand von Karten und Büchern hatten sie den Gedanken einer Flucht bereits in Erwägung gezogen.

Wir wollten über die Newa nach Norden flüchten und durch Finnland zum Bottnischen Meerbusen gelangen. Hier würde sich schon eine Fahrgelegenheit nach Schweden bieten. Auch seien die Finnen ja nicht gerade die Freunde

der Russen und würden uns sicherlich nicht verraten.

Aus der Festung zu entkommen, schien uns verhältnismäßig leicht. Wir hatten nur eine Gitterstange vor unserem Fenster durchzufeilen, durch den Garten an den Fluß zu laufen und hier zu warten, bis die Patrouille, die jede halbe Stunde vorbeikam, passiert war. Dann wollten wir über einen toten Arm des Flusses bis zu einer Brücke schwimmen und durch den nördlichen Teil der Stadt ins freie Feld gelangen.

Wichtig war nur die Lebensmittelfrage für die ersten Tage, die Bekleidung und besonders eine Feile. Wir legten jeden Tag von unserem Brot zurück und hofften, mit diesen Ersparnissen schon eine Woche durchhalten zu können. Achselstücke und Knöpfe an der Uniform — ich hatte diese schon in der ersten Festung wiedererhalten — waren leicht beseitigt, und die Marineuniform hat ja sonst nichts Auffallendes. Das Schwierigste war die Beschaffung einer Feile. Wir brachten zwei Messer beiseite. Das eine glühten wir aus und schlugen mit dem anderen Zacken hinein. Dann wurde es wieder glühend gemacht

und danach in kaltem Wasser abgeschreckt. Dadurch hofften wir, eine gewisse Härte zu erzielen. Nachts begann das Feilen. Doch bereits nach kurzer Zeit waren die Zacken unseres mühsam hergestellten Werkzeugs abgebrochen, der dicke Eisenstab war aber immer noch ganz. Nun machten wir den Versuch, mit harten Steinen das Eisen durchzuwetzen.

Aber inmitten aller dieser Vorbereitungen für die Flucht wurde uns mitgeteilt, wir sollten nach Sibirien abtransportiert werden — man erzählte, in die Bergwerke von Sachalin, wo wir auf Lebensdauer nützliche Beschäftigung finden würden. Schade, daß wir das Eisen noch nicht durch hatten!

Wir wurden von neuen Begleitmannschaften abgeholt. Außer der Parseval-Besatzung — vier Offiziere und drei Unteroffiziere — kam noch ein Matrose hinzu. Der arme Kerl stammte aus einem Matrosenregiment in Flandern; dort war er verwundet worden und hatte Erholungsurlaub nach Memel erhalten. Beim Einfall der Russen nach Ostpreußen hatte er sich freiwillig auf Patrouille gemeldet und war dabei gefangen

worden. Man hatte ihn nach Petersburg, ebenfalls in die Peter-Pauls-Festung gebracht, und hier war er anscheinend vergessen worden. Jetzt sollte er mit uns die Reise nach Sibirien antreten. Wir wurden also, zehn Mann hoch, in ein Gefangenenauto gestopft, und dann ging's durch das festlich erleuchtete Petersburg. Man schien wieder einmal eins der vielen Siegesfeste zu feiern; denn alle Gebäude waren mit farbigen Lampen erleuchtet, und in den Straßen herrschte lebhafter Verkehr.

Auf dem Bahnhof stand ein Wagen vierter Klasse für uns bereit, behütet von einem Unteroffizier und acht Begleitmannschaften.

Die Reise nach Sibirien konnte losgehen!

Sibirien

Sibirisches Eisenbahnidyll — Bei den gefangenen Österreichern in Omsk — Das Kaffeehaus im Gefangenenlager — Die Suche nach der Geheimdruckerei — Weiter nach Osten! — Den Baikalsee entlang

Durch Bekannte, die nach Beendigung ihres Kommandos in Ostasien über Sibirien nach Hause zurückgekehrt waren, hatte ich schon mancherlei über die Fahrt von Wladiwostok bis Petersburg gehört. Zwölf Tage soll man andauernd auf der Eisenbahn sitzen, doch sei die Reise um den Baikalsee und durch den Ural sehr interessant. Mehr wußten meine Kameraden auch nicht. Wir dachten aber, daß wir spätestens in zwanzig Tagen in Wladiwostok sein würden.

Die ersten Tage fuhren wir durch riesige Wälder und konnten den ungeheuren Holzreichtum Rußlands bewundern. Bald hatten wir uns mit unseren Begleitmannschaften angefreundet, die uns erlaubten, vor dem Wagen auf dem Trittbrett zu sitzen, was uns viel Vergnügen machte. Manchmal hielten wir einen halben Tag auf einer Station, manchmal auch einen ganzen.

Täglich gab uns der Unteroffizier einen Rubel fünfzig Kopeken, wofür wir uns auf den Stationen unser Essen kaufen konnten. Wir sechs Offiziere teilten unsere Kost mit den drei Unteroffizieren der Parseval-Besatzung und dem Matrosen, da diese vier als Mannschaften kein Geld erhielten. Fast auf jedem Bahnhof gibt es einen Kipiatok, d. h. eine Stelle, wo man kochendes Teewasser bekommt. Bald verschafften wir uns einen großen Teekessel und hatten so wenigstens immer etwas Warmes zu trinken. Unsere Bewachung kümmerte sich schließlich herzlich wenig um uns, so daß wir manchmal auf einer größeren Station für einige Stunden, ohne aufzufallen, verschwinden konnten. Wir sahen uns dann gewöhnlich die Stadt an und kehrten unbemerkt zu unserm Zug zurück.

Sehr bald hatten wir uns farbige Obaschkas, ein Stück der russischen Nationaltracht, zu verschaffen gewußt. Es sind dies Blusen, die mit einem Gürtel zusammengehalten werden. Dadurch wurde die Bevölkerung nicht weiter auf uns aufmerksam, und man konnte uns mit unseren ungeschnittenen Haaren und den un-

rasierten Gesichtern ganz gut für Einheimische halten. Einmal, an einem größeren Ort, bummelte ich so mit einem Kameraden durch die Straßen, als wir vor einem stattlichen Gebäude — dem Offizierskasino, wie wir feststellen konnten — einen Bärenzwinger mit niedlichen jungen Bären entdeckten. Stundenlang schauten wir ihren drolligen Kletterversuchen zu und hatten ganz vergessen, daß wir ja Kriegsgefangene waren. Wir fürchteten schon, unser Zug sei abgefahren, und eilten im Laufschritt zurück. Doch da stand er noch, und kein Mensch hatte sich um uns gekümmert.

Wie leicht hätte man von dem Transport entfliehen können, hätten wir nur eine Ahnung gehabt, wo wir eigentlich waren. Befanden wir uns noch im europäischen Rußland oder schon im asiatischen? Und wohin sollten wir uns wenden? Auch haperte es leider noch gar sehr mit unseren Sprachkenntnissen, obwohl wir uns mit großem Eifer mit unseren Begleitmannschaften unterhielten und jede Gelegenheit benutzten, um Russisch zu lernen.

So mochten wir drei Wochen gefahren sein.

Wir dachten schon, daß nun doch endlich Wladiwostok kommen würde, — da erfuhren wir durch unsere Convois (Begleitmannschaften), wir kämen nun durch den Ural. Wir hatten also erst einen ganz kleinen Teil der Reise hinter uns! Nach weiteren acht Tagen erzählten uns die Convois, wir sollten nach Omsk in ein Gefangenenlager gebracht werden, und morgen würden wir ankommen.

Also nach Omsk und nicht nach Sachalin? Die Frage, was diesen plötzlichen Umschwung verursacht habe, erregte uns sehr.

Der Unteroffizier erzählte uns übrigens herrliche Sachen von Omsk. Wir würden da bei russischen Bauern auf Gutshöfen oder in der Stadt bei Privatpersonen einquartiert, hätten uns nur alle paar Tage bei der Kommandantur zu melden und könnten ein Geschäft anfangen oder sonst treiben, was wir nur wollten.

Wie groß war daher unsere Enttäuschung, als wir nach einer Stunde Marsch durch staubigen, glühend heißen Sand in einen Hof gebracht wurden, der mit hohen Palissaden umgeben war! Hier wimmelte es von Österreichern in den phan-

tastischsten Bekleidungen, auch Türken und vereinzelte Deutsche waren da. Wir selbst waren alle durch den wochenlangen Eisenbahntransport ohne jede Waschgelegenheit gänzlich verlaust und verdreckt. Kopf- und Barthaare waren seit der Gefangennahme überhaupt noch nicht geschnitten. Wir wurden daher von allen Seiten umringt und mit Fragen bestürmt. Als man erfuhr, daß Gorrissen und ich erst seit April gefangen waren, wollte man von uns beiden zunächst wissen, was sich alles in den letzten Monaten auf den Kriegsschauplätzen zugetragen hatte. Denn die meisten der hier gefangen Gehaltenen waren schon im August oder September 1914 in Gefangenschaft geraten.

Ein deutscher Oberleutnant, ebenfalls Flieger, nahm sich endlich unser an und verschaffte uns einen Platz zum Schlafen. Das Lager in Omsk war bekannt als eines der unsaubersten und schlechtesten in ganz Sibirien. Die Gebäude dienten früher als Kasernen für ein sibirisches Regiment. Zimmer gab es nicht. In muffigen, dunkeln Räumen mit naßkalten Steinwänden hatte man in zwei Etagen übereinander Bretter

gelegt. Das war die Wohnung für kriegsgefangene Offiziere!

Von Fensterscheiben, Stühlen und Tischen, von Matratzen, Decken oder auch nur Stroh war nicht die Rede. Man legte sich abends auf den Bretterboden in Kleidern möglichst dicht zusammen, da die Nächte immer sehr kalt waren, und wartete, ohne viel Schlaf finden zu können, den Morgen ab. Daß man nicht schlafen konnte, dafür sorgte auch schon das Ungeziefer. Besonsonders schlimm waren diejenigen daran, die in der unteren Reihe schliefen, da bei der spärlichen Legung der Bretter in der oberen Etage fast alles nach unten fiel. Öfters sah man am Morgen einen Offizier mit einer dicken Beule, die vom Stiefel des über ihm liegenden Kameraden stammte.

Unvergleichlich war jeden Morgen unser Anblick beim Aufstehen. Da saßen fünfzig bis sechzig Herren, darunter solche in Amt und Würden, mit entblößtem Oberkörper und machten sich eingehend mit ihrem Hemd zu schaffen. Bei genauerem Hinhören vernahm man ein leises, sich oft wiederholendes Knacken. Und ein Major

war sehr stolz, als er eines Morgens allein im Hemd dreiundfünfzig Läuse zur Strecke gebracht hatte. Er versicherte, es seien ganz kapitale Kerle darunter gewesen.

Sehr übel war es in Omsk auch mit den sanitären Verhältnissen bestellt. Für mehrere hundert Menschen gab es nur einen einzigen, ganz kleinen Bedürfnisraum. Medikamente und russische Ärzte gab es überhaupt nicht.

Großes Mitleid hatte ich mit den Mannschaften, die bei den Offizieren Burschendienste taten. Sie mußten nachts in den Gängen auf den Steinfliesen oder auf der Treppe schlafen. Viele von ihnen fielen dem Flecktyphus und der Cholera zum Opfer. Von diesen furchtbaren Krankheiten wurde leider auch eine ganze Anzahl von Offizieren hinweggerafft.

Nach vier Wochen wurden sämtliche Deutsche — es mochten etwa dreißig sein — zusammen mit den Türken nach Osten abtransportiert. Wir bekamen einen Viehwagen und richteten uns für die nächsten vierzehn Tage häuslich darin ein.

Das nächste Lager war Nischni-Udinsk.

Wir waren angenehm überrascht. Das Lager,

bestehend aus mehreren kleinen Häusern, lag mitten im Wald und war weder mit Drahtzaun noch sonst irgendwie abgesperrt. Es war mit ungefähr dreitausend österreichischen Mannschaften und zweihundertfünfzig österreichischen Offizieren belegt. Von Deutschen waren nur einige zwanzig Mannschaften und zwei Fliegeroffiziere dort.

Wir bekamen zu je vier oder fünf ein freundliches, helles Zimmer, das wir uns ausschmücken, so gut es eben gehen wollte. Die Österreicher waren sehr liebenswürdig und suchten uns in jeder Weise behilflich zu sein. Wir besorgten uns aus dem Dorf Matratzen und Decken und ließen uns durch die Mannschaften Tische und Stühle anfertigen. Die Österreicher hatten sich Werkstätten aller Art eingerichtet, machten sehr schöne Holzschnitzereien und bauten sogar Geigen.

Da mehrere Zigeuner im Lager waren, hatte sich eine große Musikkapelle zusammengetan, die hübsche ungarische Stücke zum besten gab.

Der Lagerkommandant, ein Fähnrich der Reserve, war vor dem Krieg in Schanghai gewesen

und sprach gut Deutsch. Er hatte den Österreichern sogar gestattet, sich ein Kaffeehaus zu bauen, das sie für ihr Behagen als notwendig empfanden, und da gab es Tee, Kaffee, Kuchen und sogar Eis. Sie waren fast alle aus Przemysl gekommen und schon längere Zeit in dem Lager. Sehr interessante Dinge wußten sie von den letzten Tagen der Festung zu berichten. Hervorragend gut mit uns Deutschen meinte es einer der drei anwesenden österreichischen Generäle, der für uns eine Unterstützungskasse anlegte. Wir bekamen nämlich nur achtzehn Rubel monatlich — angeblich eine Vergeltungsmaßregel gegenüber Deutschland —, während die österreichischen Offiziere fünfzig erhielten. Jeder der Herren zahlte monatlich einige Rubel seines Gehalts in die Kasse, und dieses Geld wurde dann gleichmäßig unter uns Deutsche verteilt.

Besonders erwähnen möchte ich noch die türkischen Offiziere, die mit uns von Omsk gekommen waren. Die Russen behandelten die Türken womöglich noch schlechter als uns. Trotzdem ließen diese es sich nicht nehmen, ihren letzten Bissen mit uns zu teilen. Sie schwärmten alle

für Deutschland und verehrten unseren Kaiser wie einen Gott.

Da wir großes Interesse am Gange des Krieges hatten, versuchten wir mit allen Mitteln, uns Zeitungen (die übrigens selbstverständlich verboten waren) zu verschaffen und an der Hand von Karten den Verlauf der Kämpfe an der Front zu verfolgen.

Mit vieler Mühe und Sorgfalt legten wir eine peinlich genaue Karte des östlichen Kriegsschauplatzes an, vom Rigaischen Meerbusen bis nach Rumänien hinein. Abends kamen wir dann immer zusammen, um nach den neuesten Zeitungsnachrichten „die Lage zu peilen". Bald hatte sich in meinem Zimmer eine regelrechte Redaktion gebildet. Mir fiel die Aufgabe zu, die Posten zu bestechen, daß sie uns immer mit neuesten Zeitungen versorgten. Mittels Leim und Gelatine hatten wir auf einem Kuchenblech eine Hektographiermasse hergestellt und gaben nun täglich eine Gefangenenzeitung heraus. Für zwei Kopeken wurde sie im Lager verkauft; der Ertrag diente zur Beschaffung neuer Zeitungen.

Leider bekamen wir nach einem Monat einen andern, sehr scharfen Lagerkommandanten. Allwöchentlich wurden mehrere unvermutete Haussuchungen vorgenommen, da dem „neuen Herrn" unser Treiben hinterbracht worden war.

Nun suchte er nach unserer Druckmaschine. Vorsichtshalber hatten wir uns rechtzeitig nach einem Versteck für unsere Zeitungen und Karten umgesehen und die Rolle „Haussuchung" einexerziert. Erfolgte eine plötzliche Durchsuchung, so brachte einer die zwei Kuchenbleche mit der Hektographiermasse schnell in die Küche, wo sie, unschuldig an einem Nagel baumelnd, keinem Russen verdächtig erscheinen konnten. Ich kletterte auf unseren großen eisernen Ofen, dessen Kappe wir abnehmbar gemacht hatten, ein Kamerad reichte mir Karten und Zeitungen herauf, und in wenigen Sekunden war alles „klar". Solange mußten unsere Burschen auf dem Flur den Lagerkommandanten durch Ehrenbezeigungen — sie standen immer gerade da eisern stramm, wo er durchwollte — hinhalten.

Viel hatten wir während des Sommers unter der Hitze und den Moskitos zu leiden. Doch

kamen glücklicherweise im Lager nur wenig Fleck-typhusfälle vor.

Im September fiel der erste Schnee, und es wurde schon recht kalt. Nun stellten sich bei den Mannschaften allerlei Krankheiten ein, da sie in ihren Schuppen nicht genügend gegen die Kälte geschützt waren. Am schlimmsten wütete der Skorbut, der auch viele dahinraffte.

Unter dem neuen Lagerkommandanten hatte sich überhaupt alles sehr verschlechtert. Bald merkten wir, daß er auch unser Gehalt zu unterschlagen versuchte, weshalb wir uns beim Gouverneur in Irkutsk beschwerten. Der Gouverneur kam persönlich nach Nischni-Udinsk, und besonders wir Deutsche erzählten ihm rückhaltslos alle Betrügereien und Gemeinheiten unseres Kommandanten. Wir mußten eine Liste aufstellen über sämtliche Gelder, die uns während der Gefangenschaft vorenthalten worden waren. Dabei kamen so unglaubliche Summen heraus, daß der Gouverneur es vorzog, uns Deutsche weiter nach Osten abzuschieben.

Wir bekamen also gar nichts, wurden von den Österreichern getrennt, und schon nach wenigen

Tagen wurde bekannt, daß wir nach einem Straf-
lager bei Wladiwostok gebracht werden sollten.

Da vorauszusehen war, daß uns wieder eine lange Eisenbahnfahrt bevorstand, was bei der herrschenden Kälte recht unangenehm werden konnte, beschlossen wir, unsere Matratzen und Decken, überhaupt all unser Hab und Gut, bestehend aus Stühlen und Tischen, Kochgeschirr usw., mitzunehmen. Man stelle sich den Zug vor. Etwa vierzig deutsche Offiziere, fast jeder eine Matratze auf dem Rücken, in der einen Hand zwei Stühle, in der anderen einen großen Eimer, gefüllt mit Tellern und Töpfen, andere wiederum zu zweit einen großen Tisch tragend, beladen mit allerlei Utensilien. So ging's zum Bahnhof.

Wir wurden in zwei Viehwagen verladen und begannen sofort, es uns nach Möglichkeit wohlig zu machen. In der Mitte unseres Wagens stand gottlob ein kleiner Ofen, sonst wären wir sicher während der Fahrt erfroren. Überall lag schon Schnee, und die Temperatur nachts betrug mitunter bis zwanzig Grad unter Null.

Unsere Wagen waren an einen Flüchtlingszug angehängt. Diese bejammernswerten Leute

kamen aus Wolhynien und waren bereits über zwei Monate unterwegs. Es waren arme Bauern, denen die Regierung in Sibirien große Ländereien versprochen hatte. Der Anblick dieser zerlumpten, abgemagerten, frierenden Menschen war schrecklich. Man hatte sie ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht in Viehwagen zusammengepfercht, und viele starben unterwegs an Hunger und Kälte. Sie kamen immer zu uns, knieten nieder, küßten unsere Kleider und baten um etwas Essen. Unsere Convois, rohe Amur-Kosaken, trieben sie mit wuchtigen Hieben ihrer Nagaikas auseinander. So sorgt das heilige russische Reich für seine Untertanen!

Trotz der großen Strapazen auf der Fahrt gab es auch viele heitere Situationen. Einmal blieb einer der Unsern auf einer Station zurück, ohne daß es bemerkt wurde. Nach zwei Tagen war er plötzlich wieder da: er hatte sich auf das Trittbrett eines Schnellzuges gesetzt, hatte uns überholt und dann auf einer vor uns liegenden Station gewartet, bis wir ankamen.

Viel Sorgen machte uns die Beschaffung von Heizmaterial, aber sie wurden behoben; es war

nicht gerade leicht; aber — helfe, was helfen mag; es gelang.

Herrlich war die Fahrt um den Baikalsee.

Früher ging die Bahn während des Winters direkt über das Eis, im Sommer wurde man mit einer Fähre übergesetzt. Nun ist die neue Strecke längs des Sees im Betrieb. Landschaftlich ist dies die schönste Fahrt, die ich kenne. Der See ist umrahmt von hohen, steil abfallenden Felsgebirgen, die mit ihren schneeigen Gipfeln lebhaft an das Berner Oberland erinnern. Bald läuft die Bahn unmittelbar am Rand des Sees entlang, bald klettert sie an den Felsen empor, bald klebt sie an einer steilen Bergwand über den tiefblauen Wassern. Die Fahrt längs des Sees nahm fast drei Tage in Anspruch.

Immer häufiger sah man auf den verschiedenen Stationen Mongolen und Chinesen, und als wir das Gebirge hinter uns hatten, trafen wir in den weiten Steppen auch öfters große Kamelkarawanen.

Irgend jemand erzählte, wir müßten nun bald nach der Mandschurei kommen, da die neue sibirische Bahn durch russisches Gebiet noch nicht

in Betrieb genommen sei. Hätten wir nur eine Karte gehabt! Auf einer größeren Station glückte es mir endlich, unbemerkt zu verschwinden, und schon hatte ich einen Fahrplan der Sibirischen Bahn mit einer Eisenbahnkarte erstanden. Groß war meine Freude, als ich an Hand dieser Karte bestätigt fand, daß man nach Wladiwostok nur durch die Mandschurei gelangen könne.

Aber sollten wir denn überhaupt nach Wladiwostok? Es gab doch auch auf der bisher fertiggestellten nördlichen Strecke längs des Amur noch viele Gefangenenlager, wie Srjetensk oder Blagowjeschtschensk. In Kaidalowskoje gehen die beiden Linien, die südliche und die nördliche, auseinander.

Hier mußte die Entscheidung fallen.

Die Flucht

Allerlei Fluchtpläne — Vorbereitungen zur Flucht — Der Sprung aus dem fahrenden Zug — Erfrieren oder Verhungern — In der Hauptstadt der Mandschurei — Bei deutschen Landsleuten — Fahrt nach Mukden

Klopfenden Herzens spähte ich beim Verlassen von Kaidalowskoje aus, welche Richtung der Zug einschlagen würde. Ging's auf der südlichen Linie weiter, so mußten wir bald über einen Fluß kommen; das wußte ich aus meiner Karte. Und wirklich, der Zug verlangsamte seine Fahrt, ich sah linker Hand die nach Norden führende Abzweigung, während unser Zug einen Fluß überquerte, um die Richtung nach Südosten einzuschlagen. Damit war es bei mir entschieden: Jetzt versuche ich zu fliehen!

Dank meiner, wenn auch recht ungenauen Eisenbahnkarte — sie reichte von Berlin bis nach Peking — stellte ich fest, daß in Charbin eine Bahn nach Süden abgeht, die über Mukden nach Peking führt. Die Strecke von Charbin nach Mukden schätzte ich nach dem Augenmaß auf achthundert Kilometer. Ein für sibirische

Verhältnisse guter Schnellzug mußte diese Fahrt in zwei Tagen zurücklegen. Wenn ich in Charbin mich unbemerkt von meinem Transport entfernte, so mußte es doch sicher möglich sein, einen Schnellzug nach Mukden ausfindig zu machen, den ich benutzen könnte.

Auf den folgenden Stationen sah ich mir darum jeden uns überholenden Schnellzug genau an und stellte fest, daß man sich unter einem Wagen zwischen Achse und Bremsvorrichtung festklammern könnte, und zwei Tage wollte ich das schon aushalten. Von China hatte ich nur eine ganz vage Vorstellung; wenn ich nur erst mal in Mukden war, dann würde sich das Weitere schon finden.

Während der Fahrt beobachtete ich, daß einige Kameraden häufig die Köpfe zusammensteckten, sich gegenseitig auf einem Fetzen Papier etwas zeigten und geheimnisvoll miteinander tuschelten.

„Aha, ihr wollt auch auskneifen!"

Und so war's. Klar waren sie sich noch nicht darüber, wie sie es anfangen sollten; nur so viel stand bei ihnen fest, sie wollten sich vor Charbin während der Nacht von dem Transport entfernen, um zu Fuß Mukden zu erreichen.

Ich erzählte ihnen nun von meinem Plan, den sie aber für gänzlich unausführbar hielten. Bei dieser schrecklichen Kälte sich zwei Tage unter einem Eisenbahnwagen festklemmen — das könne man nicht aushalten, da müsse man doch erfrieren!

Das leuchtete mir schließlich auch ein. Nun wurde der Plan der Kameraden eingehend erwogen. Sie hatten eine kleine Karte von Asien im Maßstabe von 1 : 30 000 000. Mit Hilfe dieser und meiner Eisenbahnkarte, auf der weder Flüsse noch Gebirge eingetragen waren, haben wir dann tatsächlich den Fluchtplan entworfen und ausgeführt.

Sogleich begannen die Vorbereitungen. Wir brauchen zum Marsch sechs bis acht Wochen. Lebensmittel können wir aber höchstens für acht Tage mitnehmen. Wegen der Bekleidung haben wir uns nicht zu sorgen, denn das Gebiet ist sicher nur wenig bewohnt, und nach sechs Monaten Kriegsgefangenschaft ist selbst die beste Uniform nicht mehr so leicht als solche zu erkennen. Und woher sollen auch die Leute hier wissen, wie eine deutsche Uniform aussieht? Die



„Mr. du Fais" fährt in Schanghai spazieren.

Orientierung machte uns kein Kopfzerbrechen. Wenn wir nur immer nach Süden liefen — und die ungefähre Himmelsrichtung konnten wir ja aus Sonne und Sternen feststellen —, dann mußte China einmal kommen. Wie es von hier aus weitergehen sollte, darüber waren wir uns nicht im klaren, aber das konnten wir auch später noch überlegen.

Drum erst mal bis China!

Mir fiel die Aufgabe zu, für Proviant zu sorgen.

Da ich täglich Brot, Zucker, Tee und Wurst für meine fünf Kameraden einkaufte — wir hatten immer zu fünft oder sechst eine Eßgemeinschaft gebildet —, war es leicht, immer etwas zurückzulegen, ohne daß das weiter auffiel.

Ein anderer stellte die Barmittel aller im Wagen anwesenden Kameraden fest, und jeder gab freudig, was er irgendwie entbehren konnte; so bekamen wir doch immerhin einige Rubel zusammen.

Auch ein Rucksack wurde aufgetrieben, der später all unsere Schätze bergen sollte. Fast jeder der Kameraden hatte irgendeine Kleinigkeit, die allen

unterwegs von Nutzen sein konnte. Der eine eine Kerze, der andere bessere Stiefel, die wir umtauschten; ein dritter besaß ein zweites Paar Strümpfe. Zwei Küchenmesser wurden unserem Geschirr entnommen.

Anfänglich beabsichtigten wir zu sieben zu fliehen, aber bei den stundenlangen Beratungen über die Flucht stellten sich so viel Hindernisse und Schwierigkeiten heraus, daß zuletzt nur noch drei außer mir das allgemein als aussichtslos betrachtete Unternehmen mitmachen wollten. Leider war mein Freund Gorrissen durch die aufreibende Gefangenschaft körperlich zu sehr geschwächt, um sich uns anschließen zu können.

Hinter der Station Mandschuria mußten wir auf mandschurisches Gebiet kommen.

Die Mandschurei gehört ja eigentlich zu China, aber Russen und Japaner sitzen so fest darin, daß die Chinesen hier nichts mehr zu sagen haben.

Unsere Hoffnung, daß wir in der Mandschurei genau so weiter transportiert würden wie bisher, erfüllte sich leider nicht. Wir wurden alle zusammen in einen Wagen vierter Klasse gesteckt,

da man uns hier besser überwachen konnte. Der Wagen hatte verriegelte Doppelfenster, und die beiden Ausgänge waren durch zehn neu hinzugekommene Wachmannschaften besetzt. Niemand durfte den Wagen verlassen. Die Kosaken bekamen scharfe Munition und ließen ihre Gewehre nicht mehr aus der Hand.

Wenig günstige Aussichten!

Wir berechneten, daß wir von Mandschuria aus nach vier Tagen Charbin erreichen müßten. In der Nacht vor Charbin sollte die Flucht ausgeführt werden. Da ein Entkommen, wie wir es uns zuerst gedacht hatten — indem wir einfach unbemerkt auf einer Station zurückblieben —, jetzt unmöglich geworden war, mußten wir einen anderen Ausweg finden.

Mit vielem Geschick öffneten wir die Riegel an einem Fenster und rieben die Führungen der Fenster mit Fett ein, um sie geräuschlos und schnell öffnen zu können. Nachts wurde das Durchzwängen durch die kleinen Kupeefenster ausprobiert, und während der nächsten Nächte mußte immer einer von uns wachbleiben, um zu beobachten, in welcher Reihenfolge die Kosaken

und die neu hinzugekommenen Wachmannschaften ihren Dienst versahen, und welches wohl der günstigste Augenblick zum Entkommen sei.

Zwei Tagfahrten vor Charbin setzte südlich der Bahn ein riesenhaftes Sumpfgebiet ein, das eine Flucht unmöglich machte. Hartnäckig aber hielten wir an unserem Vorhaben fest:

„Dann eben erst hinter Charbin!“ —

Nachmittags kamen wir in Charbin an.

Zwei deutsche Offiziere wurden zu uns gebracht, die von einem früheren Transport stammten. Sie hatten sich von einem Polen erzählen lassen, man solle in Charbin einfach aus dem Zug springen; in der Stadt könne man sich für wenig Geld Pferde besorgen und so in kurzer Zeit ohne große Schwierigkeiten China erreichen. Die beiden waren richtig auf den Leim gegangen und kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof abgesprungen. Natürlich waren sie sofort gefaßt worden, und man hatte sie übel zugerichtet. Man warf sie zu Boden, trat sie mit Füßen und schlug ihnen die Zähne ein. Jetzt kamen die armen Kerle mit blutunterlaufenen Augen und verbeulten Köpfen zu uns, um mit uns ihrem Transport nachzufahren.

Unser Kosakenunteroffizier zog seinen Säbel und erklärte, er werde jedem von uns, der so etwas versuche, sofort den Kopf abschlagen. —

Um acht Uhr abends verließen wir Charbin. Der entscheidende Augenblick rückte näher. Die Reihenfolge, in der wir aus dem Zuge zu springen hatten, wurde festgelegt.

Zuerst wollte ich hinausspringen; dann sollte einer der Kameraden den Rucksack mit den Lebensmitteln nachwerfen für den Fall, daß den andern durch vorzeitige Entdeckung die Möglichkeit, mir nachzuspringen, genommen würde. Die drei andern sollten sofort hinter mir herspringen. Die übrigen Kameraden wurden gebeten, durch Singen und Fragen an die Wachmannschaften deren Aufmerksamkeit abzulenken.

Da der Zug immerhin eine gewisse, wenn auch keine große Geschwindigkeit hatte, mußten wir mit der Möglichkeit rechnen, daß sich einer von uns beim Hinausspringen verletze. Wir vereinbarten, wenn auch schweren Herzens, ihn alsdann seinem Schicksal zu überlassen, da er sonst die andern mit ins Verderben gerissen hätte.

So lange, bis der ganze Zug vorbei war, wollten wir mit dem Gesicht nach dem Boden unmittelbar neben dem Gleis liegen bleiben, um nicht vom Zug aus entdeckt zu werden. Der zuletzt Entsprungene solle dann den Bahndamm entlang zurückgehen, während ich dem Zug nachzulaufen hatte. Auf diese Weise könnten wir uns nicht verfehlen.

Kurz vor zehn Uhr — der verräterische Mond verschwand gerade hinter einer Wolke — hieß es: Entweder — oder! Wir alle waren so erregt, daß keiner sprechen konnte. Ich drückte Gorrissen die Hand. Seine Lippen bebten: „Viel Glück!"

Schnell riß ich die beiden Fenster auf, zwängte mich durch die Öffnung; mit der Rechten am Fensterrahmen hängend, zog ich die Kniee an, mit der Linken stieß ich ab und ließ mich los.

Ich überschlug mich und wurde vom Trittbrett des nächsten Wagens beiseite geschleudert. Eng an den Boden geschmiegt, blieb ich liegen. Ob meine Knochen heil geblieben seien, fühlte ich in der Aufregung nicht. Da — lautes Rufen! Ich blickte empor. Auf der Plattform des gerade

vorüberfahrenden Wagens stand ein Kosak. Der hatte mich entdeckt!

Alles verloren! so schoß es mir durch den Kopf.

Ohne mich weiter um unsere Abmachungen zu kümmern, sprang ich auf und lief neben dem Zuge her.

Gott sei Dank, ich war unverletzt!

Nur jetzt schnell den Rucksack finden, und dann querfeldein!

Daß meine Kameraden noch kommen würden, wagte ich gar nicht zu hoffen. Doch da lief schon einer auf mich zu, und in kurzem Abstand folgten die beiden andern. Einer rief: „Fort, fort, wir sind entdeckt!“ Glücklicherweise waren wir alle vier, abgesehen von einigen belanglosen Hautabschürfungen, unverletzt geblieben.

So liefen wir denn, so schnell wir konnten, vom Bahndamm weg. Den Rucksack schleifte ich hinter mir her, denn zum Übernehmen war keine Zeit. Nach fünf Minuten versagten uns die Kräfte. Die Aufregung war zu groß. Die Knie zitterten uns, wir drohten umzusinken. Ein Blick rückwärts aber zeigte uns, daß der Zug in-

zwischen gehalten hatte, und lautes Rufen und Stimmengewirr bewiesen, daß unsere Verfolger schon hinter uns her waren.

Den Vorsprung von dreihundert Metern durften wir also auf keinen Fall aufgeben. Obermaschinist L . . ., der kräftigste von uns, half mir den Rucksack tragen. Wir liefen weiter. In der Finsternis strauchelten und stürzten wir alle Augenblicke. Trotzdem ging's weiter und weiter, bis wir nach etwa einer halben Stunde völlig erschöpft zu Boden sanken.

An ein langes Rasten war natürlich nicht zu denken. Alles irgendwie Entbehrliche wurde abgelegt und, um unsere Spur zu verwischen, schnell vergraben, obwohl wir wußten, daß diese Dinge uns später hätten von großem Nutzen sein können; aber jetzt galt es nur, möglichst rasch vorwärts zu kommen, und lieber wollten wir erfrieren, als den Russen nochmals in die Hände fallen. Wir liefen die ganze Nacht, bis der Morgen graute.

Dann wurde über ein Versteck beraten. Ein Sumpf schien das geeignetste, da die von Charbin ausgeschickten Kosakenpatrouillen, die sicher

schon unterwegs waren, hier mit ihren Pferden nicht weiter kommen konnten. Wir legten uns in das meterhohe Rohr und erwarteten das Aufgehen der Sonne. Es war bitter kalt, und die Folgen des überaus anstrengenden Gewaltmarsches machten sich bald bemerkbar. Wir schliefen abwechselnd je nur eine halbe Stunde, um nicht während des Schlafs zu erfrieren.

Gegen Mittag setzte ein heftiges Schneegestöber ein, so daß man kaum einige Meter weit sehen konnte. Erleichtert atmeten wir auf: für den Augenblick waren wir vor unseren Verfolgern sicher! Gegen drei Uhr nachmittags brachen wir auf, da wir es bis zum Einbruch der Dunkelheit in diesem naßkalten Sumpf nicht mehr ausgehalten hätten.

Wir hatten geglaubt, daß das Land nur ganz schwach bevölkert sei; in dieser Vermutung sahen wir uns aber sehr angenehm getäuscht: zahlreiche Hütten und bebaute Felder verrieten die Anwesenheit von Menschen. Zunächst zwar vermieden wir ängstlich die Ansiedelungen, da wir nicht wußten, ob hier Russen wohnten oder Chinesen. Später sahen wir jedoch öfters Chinesen

vor den Häusern und beschlossen, ein einsames Gehöft aufzusuchen.

Beim Dunkelwerden näherten wir uns einer abseits liegenden Hütte. Die armen Leute waren zu Tod erschrocken, als sie uns sahen. Schreiend liefen die Kinder davon und versteckten sich hinter den Erwachsenen. Wir machten ihnen allen durch Geberden klar, daß wir friedfertige Menschen seien, worauf sie sich in Verbeugungen bis zum Boden erschöpften. Dann zeigten wir ihnen, daß es uns sehr kalt sei, und daß wir in die Hütte gehen wollten, um uns zu wärmen. Bereitwilligst wurde uns Platz gemacht, und bald saßen wir um ein Feuer und trockneten unsere durchnäßten Kleider. Einer von uns paßte immer auf, ob draußen sich nichts Verdächtiges wahrnehmen lasse, oder ob etwa ein Chinese wegzulaufen versuche; denn wir waren beständig in Furcht, daß Russen in der Nähe seien, und daß einer unserer Gastgeber ihnen von uns erzählen möchte. Doch ereignete sich nichts dergleichen.

Mitten in der Nacht brachen wir wieder auf, und weiter ging's, mit nur kurzen Unterbrechungen bis zum nächsten Abend, immer gen Süden.

Nachts orientierten wir uns durch Betasten der Sträucher und Bäume; an diesen hatten sich bei dem Schneesturm, dessen Richtung wir uns gemerkt hatten, an der Luvseite schmale Schneestreifen festgesetzt, und hiernach war die ungefähre Richtung Süd leicht zu ermitteln.

So liefen wir einige Wochen. Aber allmählich ging unser Proviant zu Ende, trotzdem wir so sparsam wie irgend möglich damit hausgehalten hatten. Zuletzt gab es täglich nur noch ein kleines Stück Brot und ein Stück Zucker. Als auch der letzte Rest aufgezehrt war, kam als neue schwere Sorge der Hunger hinzu. Aber was Hunger! Waren wir doch frei.

Allein das Gehen wurde uns immer beschwerlicher, wir waren allzu entkräftet, und die erfrorenen Füße begannen anzuschwellen und zu eitern. Unsere Tagesleistungen, die wir anfänglich auf fünfzig bis sechzig Kilometer schätzten, sanken bis auf dreißig und noch weniger herab.

Schließlich mußten wir wohl oder übel, um nur wieder etwas Essen zu bekommen, ein größeres Chinesendorf aufsuchen. Unser Einzug war mehr als merkwürdig. Das ganze Dorf scharte

sich um uns, und alle starrten uns wie Wundertiere an. Sicherlich hatten die Leute noch nie einen Europäer zu Gesicht bekommen. Das Oberhaupt — daß es das sei, schlossen wir aus seiner besseren Kleidung und der Achtung, die ihm die anderen erwiesen — hieß uns mit unendlich langen und tiefen Verbeugungen willkommen, die wir als welterfahrene Leute getreulich erwiderten. Wir wurden nach der größten Hütte geführt und bekamen Tee. Eigentlich ist das ja wohl nicht der richtige Ausdruck für das Getränk, das uns da gereicht wurde, aber da das Zeug heiß und grün gefärbt war, nannten wir es eben Tee. Geschmack und Geruch will ich lieber nicht beschreiben. Dann gab es in kleinen Näpfen etwas, was zunächst langen Regenwürmern glich; beim Kosten stellte sich aber, Gott sei Dank, heraus, daß es doch etwas anderes sein müsse. Was es wirklich war, weiß ich heute noch nicht; jedenfalls haben wir's gegessen. Die Nacht über blieben wir in der Hütte neben unserem Wirt auf seinem „Kang" (Ofenbett).

So ein Kang besteht aus Steinplatten, die ungefähr fünfzig Zentimeter über dem Erd-

boden liegen und mit Strohmatten bedeckt sind. Sie ziehen sich durch die ganze Hütte, und nur in der Mitte ist ein schmaler Gang freigelassen. Unter den Steinplatten wird ein Holzfeuer gemacht, so daß man immer eine warme Sitzgelegenheit hat. Diese Kangs dienen als Bett zum Schlafen, als Stuhl zum Arbeiten, als Bank zum Essen.

Die Nacht war sehr unangenehm; während wir auf der einen Seite fast gebraten wurden — man hatte es gut mit uns gemeint und tüchtig eingeheizt —, froren wir auf der anderen Seite ganz erbärmlich.

Von nun an gingen wir öfter in ein Chinesendorf, und nach drei Wochen wagten wir uns sogar in eine größere Stadt mit Namen Mompanse. Hier gab es einige Chinesen, die Russisch sprachen. Denen machten wir klar, daß wir amerikanische Professoren seien, die zu Fuß das Land bereisten. Jetzt wollten wir nach Mukden. Als wir uns über den besten Weg Auskunft geben ließen, warnte man uns, weiter nach Süden zu gehen; denn dort hausten die Tschungusen, die als schlimme Räuber verrufen seien.

Lieber sollten wir uns nach Südosten wenden, wo eine große Stadt mit Namen Tschillin liege. Auf unserer Eisenbahnkarte war in der Mitte zwischen Charbin und Mukden, jedoch mehr nach Osten liegend, ein Ort Kirin angegeben, der an einem Fluß namens Sungari gelegen war. Die Chinesen erklärten auch nach längerer Beratung, Tschillin liege an einem großen Fluß.

Also marschierten wir nach Kirin oder chinesisch Tschillin.

Nach wenigen Tagen wurde die Gegend dichter bevölkert, und wir sahen öfter große, zweirädrige Karren, die alle in derselben Richtung fuhren. Daraus schlossen wir, daß wir in der Nähe der Stadt sein müßten. Nach längeren Verhandlungen mit dem Führer eines solchen Karrens erklärte sich dieser bereit, uns für unsere letzten Rubel mitzunehmen. Wir fuhren bis zum Einbruch der Dunkelheit, doch noch immer kam die Stadt nicht in Sicht. Unser Kutscher kümmerte sich weiter nicht um uns, stellte bei irgendeinem Chinesen sein Gefährt mit den sechs Mauleseln ein und legte sich schlafen. Wir folgten seinem Beispiel, und früh am Morgen setzten wir unsere Fahrt fort.

Als wir am Mittag wieder durch ein Dorf kamen, sahen wir die ersten chinesischen Soldaten. Da hieß es: aufgepaßt, daß wir nicht interniert würden! Doch schon nahte das Verhängnis. Ein besser gekleideter Soldat, wahrscheinlich ein Offizier, verhandelte längere Zeit mit unserem Kutscher, suchte dann auch mit uns zu sprechen, natürlich ohne jeden Erfolg; schließlich gab er uns einen Soldaten mit, der furchtbar kriegerisch aussah — mit einem großen Gewehr und mächtig vielen Patronentaschen. Freundlich grinsend setzte er sich zu uns in den Wagen. In Mompanse hatte ich mir Zigaretten besorgt, von denen ich unserem Soldaten einige abgab. Dann bat ich um sein Gewehr, und er gab es mir sofort. Wie groß war mein Erstaunen, als ich entdeckte, daß auf dem Gewehr die Fabrikmarke „Magdeburg" stand! Ich untersuchte das Ding näher und überzeugte mich davon, daß es nicht geladen war. Wiederum Nacht, und immer noch kein Tschillin. Diesmal teilte unser Soldat auch noch das Lager mit uns. Sein Gewehr aber hatte er draußen auf dem Wagen liegen lassen!

Endlich, gegen Mittag des folgenden Tags sahen wir die Stadt vor uns liegen. Wir passierten ein großes Tor, das mit einer starken Wache besetzt war, und hielten dann vor einer Herberge. Auffallend war, daß alle hundert Schritte ein Schilderhaus mit einem Posten davor stand. Die Sache wurde ungemütlich; in einer so großen Stadt gab es sicher auch Russen und Japaner. Wir machten also unserem Soldaten klar, daß wir gern einen Dolmetscher hätten. Getreulich setzte sich der brave Kerl in Trab und kam bald mit einem Chinesen wieder, der Russisch sprach. Auf unsere Frage, was es denn mit dem uns begleitenden Soldaten für eine Bewandtnis habe, hörten wir eine höchst amüsante Geschichte: Jener Offizier, der ihn uns mitgegeben hatte — es war ein chinesischer Oberst —, wollte seine Frau von Kirin nach seiner Garnison kommen lassen. Der Soldat sollte sie abholen, hatte aber Angst gehabt, allein nach der Stadt zu gehen, wegen der Räuber. So hatte denn der Oberst bei uns angefragt, ob wir nicht seinen Soldaten unterwegs in unseren Schutz nehmen wollten.

Vorsichtig forschten wir dann den Dolmetscher

aus, ob eine Mission oder sonst irgendwelche Europäer in Kirin seien, und erfuhren, daß es eine französische und eine englische Mission gab; und auch sonst seien Engländer, Amerikaner, Russen und sogar zwei Deutsche in der Stadt ansässig. Der eine Deutsche sollte ein Geschäft haben.

Wir baten unseren Dolmetscher, mit uns hinzugehen. Er brachte uns zu einem Laden, aber da war kein Deutscher zu sehen. Schon glaubten wir, der Chinese habe uns beschwindelt; aber er versicherte uns, der Deutsche sei wohl nur ausgegangen. Also zu dem anderen Deutschen!

In einer engen Chinesengasse sahen wir plötzlich einen Europäer auf uns zukommen.

Na, das kann ja eine Panne werden! Denn der sieht gar nicht so dumm aus und weiß sicher sofort, was mit uns los ist!

Aber zum Umkehren war es zu spät. Also gingen wir auf ihn zu, ihn anzureden. Er kam uns zuvor, indem er sich vorstellte:

„Mein Name ist R... aus H...".

Unsere Freude war unsagbar.

Unser Landsmann nahm uns gleich mit in

seine Wohnung, und hier ging's ans Erzählen. Wir erfuhren, daß Kirin die Hauptstadt der Mandschurei sei und nach ungefährer Schätzung gegen eine Million Einwohner zähle. Von Kirin nach Mukden führe eine große Karawanenstraße. Wir könnten hier sicher einen Wagen bekommen und seien dann in spätestens vierzehn Tagen in Mukden.

Wir wurden zum Abendessen gebeten, und man kann sich denken, wie wir nach einem Marsch von vier Wochen, auf dem wir fast dem Hungertod erlegen wären, essen konnten. Mit Heißhunger stürzten wir uns auf alles, und würde man uns nicht schließlich Einhalt geboten haben, so hätte es schlimme Folgen haben können. Herr R... schickte denn auch nach dem anderen Deutschen, der alsbald mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern kam, um uns zu beglückwünschen. Wir wurden bei unseren lieben Gastgebern einquartiert, und ich schlief in dieser Nacht zum erstenmal seit sieben Monaten wieder in einem Bett. Meine Füße, die ganz erfroren und vereitert waren, wurden verbunden, und schon am nächsten Tage fühlte ich mich wie neugeboren.

Man erzählte uns, daß ungefähr vor einem halben Jahr elf deutsche und österreichische Offiziere ebenfalls die Flucht versucht hätten. Die meisten von ihnen seien aber unterwegs erfroren. Nur vier seien bis Kirin gekommen; einem von ihnen habe man hier beide Beine amputieren müssen. Die anderen drei seien jetzt in Tientsin interniert.

Wir mußten also auf der Hut sein; denn dazu waren wir doch nicht aus Sibirien gekommen, um in China interniert zu werden.

Am Nachmittag des zweiten Tages kamen chinesische Soldaten, die Auskunft verlangten, wer wir seien, woher wir kämen, und was wir beabsichtigten. Auf Anraten unseres Wirts ließen wir ihnen sagen, wir seien jetzt nicht zu sprechen, sie sollten am nächsten Morgen um elf Uhr wiederkommen. In aller Eile wurde ein Wagen bestellt, der uns bei Tagesanbruch vor dem südlichen Stadttor erwarten sollte. In wirklich aufopfernder Weise versorgten uns unsere Gastfreunde, obwohl sie keineswegs vermögend waren, mit Lebensmitteln und Geld und gaben uns das Geleit bis vor die Stadt.

Täglich legten wir nun schätzungsweise sechzig Kilometer zurück und erreichten nach zwölf Tagen die Bahnlinie Charbin—Mukden. Wir wußten, daß sie von Japanern militärisch sehr stark besetzt sei, und suchten darum unseren Kutscher zu überreden, einen anderen Weg einzuschlagen, um nicht die Bahn kreuzen zu müssen. Doch der Mann verstand uns nicht und fuhr immer weiter. Wir mußten daher wohl oder übel über die Bahn hinweg! Wir vermummten uns, so gut es gehen wollte, und passierten ruhigen und gemessenen Schrittes den japanischen Posten, der uns mit großen Augen nachsah. Gott sei Dank, auch dieser kritische Augenblick war vorbei!

Zwei Tage später kamen wir nach Mukden. Eine neue Gefahr! Mukden ist sozusagen japanisch, aber in Kirin hatte man uns versichert, daß in unserem Konsulat noch ein Deutscher sei; diesen galt es zu finden. Wir beschlossen, daß ich mich als Amerikaner ausgeben und den Weg zum Amerikanischen Konsulat erfragen solle, das neben dem Deutschen lag. Nach vielem Umherirren, wobei wir mehrmals an japanischen Offizieren vorüberkamen, erblickten wir endlich

auf einem hohen Gebäude das amerikanische Sternenbanner.

Und richtig! da lag ja auch das Deutsche Konsulat! Wir ließen uns zu dem Deutschen Konsulatsverweser führen, und als sich die Tür hinter uns schloß, waren wir, vorläufig wenigstens, geborgen.

Quer durch China

Im Schnellzug nach Tientsin — „Very nice" — In deutscher Pflege — Schanghai — Von russischer Geheimpolizei bewacht — Als Franzose auf einem japanischen Dampfer

Der deutsche Herr auf dem Konsulat machte uns sofort darauf aufmerksam, daß an ein Verweilen in Mukden nicht zu denken sei. In sämtlichen russischen Zeitungen sei unsere Flucht bekanntgegeben und Steckbriefe gegen uns erlassen worden. Hauptbedingung für die Fortsetzung unserer Reise sei eine Trennung, da in allen Blättern auf die Zahl vier nachdrücklich hingewiesen werde.

Nur zwei von uns sprachen Englisch. Wir beschlossen daher, getrennt nach Tientsin zu fahren, so zwar, daß jeder der beiden Englisch Sprechenden einen von den beiden andern mitnehmen sollte. Es war dann jedenfalls immer einer von der Gesellschaft in der Lage, auf eventuelle Fragen der Japaner zu antworten, der andere konnte ja schlimmstenfalls plötzlich heftig erkranken oder geistig nicht normal sein. Leutnant C... und ich sollten noch in derselben Nacht den Schnell-

zug nach Tientsin benutzen; in drei Tagen ging der nächste, auf den die beiden andern warten wollten. Man besorgte uns gleich Fahrkarten, wir brachten so schnell als möglich unseren äußeren Menschen in etwas bessere Verfassung und versuchten, mit den Zivilkleidern, die wir uns in aller Eile beschafft hatten, fertig zu werden; freilich wollten sie gar nicht recht passen.

Um elf Uhr brachte uns ein Chinese zur Bahn. Ich mußte bei einem Engländer die Schlafwagenplätze besorgen und mich in eine Liste einschreiben. Meinen Kameraden ließ ich solange vor dem Zuge warten. Der Engländer stellte einige Fragen an mich, die ich ihm gleichgültig und verschlafen beantwortete. Dann schrieb ich zwei Namen, die mir gerade in den Kopf kamen, in die Liste. Ein „Good bye" und — auch das war überstanden.

Wir begaben uns sofort in unser Schlafwagenabteil, entkleideten uns und taten, als ob wir schliefen. Jetzt kam ein neues Hindernis: der zweistündige Aufenthalt auf der japanischen Station in Mukden, wo der ganze Zug revidiert wurde. Mit Herzklopfen lagen wir in unseren

Betten und warteten auf den japanischen Eisenbahnbeamten. Ich hörte Stimmen vor der Tür, dann wurde angeklopft. Mit möglichst verschlafener Stimme rief ich: „Damned, go to hell!“ So höflich konnte nur ein Engländer sein, und, ohne die Tür zu öffnen, ging der Japaner weiter. Noch ein und eine halbe Stunde sollten wir auf der japanischen Station stehen, und leise stöhnte mein Kamerad: „Wenn wir doch endlich abfahren wollten!“ Ich war ganz beruhigt und schon nach wenigen Minuten fest eingeschlafen.

Als ich erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel, und mit großer Freude betrachtete ich das herrliche Landschaftsbild. Aber bald waren wir wieder vor eine unangenehme Frage gestellt. Sollte ich meinen Kameraden als krank im Bett liegen lassen, oder sollte er in den Speisewagen mitkommen und für den Fall, daß er angesprochen würde, einfach den Schwerhörigen spielen? Ich schlug ihm das letztere vor. Wir verabredeten, daß ich ihn bei Tisch auf die Naturschönheiten der vorüberziehenden Landschaft aufmerksam machen wolle, und er solle von Zeit zu Zeit ein bestätigendes

„Very nice" dazwischen werfen. Er wiederholte zwanzigmal „Very nice", dann konnte er es sogar mit echt amerikanischem Akzent aussprechen.

Als wir den Speisewagen betraten, kam der Engländer, bei dem ich am vorhergehenden Abend die Schlafwagenkarten geholt hatte, auf mich zu und fragte, wie wir geschlafen hätten. Ich dankte ziemlich kurz für die liebenswürdige Nachfrage und setzte mich mit meinem schwerhörigen Freund an den nächsten Tisch. Sofort kam ein chinesischer Boy und fragte ausgerechnet C...., was er essen wollte. Prompt erhielt der Junge zur Antwort: „Very nice!" Schnell fiel ich meinem Freunde ins Wort und bestellte für uns beide das Mittagbrot. Nach einiger Zeit kam der obenerwähnte Engländer an unseren Tisch und fragte C...., ob er seine Fahrkarte richtig erhalten habe. Hilfesuchend richteten sich seine Augen auf mich, und ich gab dem Engländer für ihn Bescheid. Heilfroh war ich, daß C.... nicht wieder „Very nice" sagte. Dem Engländer mußten wir nicht ganz geheuer vorkommen; das auffallende Interesse für uns war jedenfalls etwas seltsam.

Am zweiten Tage kamen wir ohne jeden wei-

teren Zwischenfall in Tientsin an. In Mukden hatte man uns geraten, nicht auf dem Bahnhof im europäischen Viertel, sondern auf dem chinesischen Bahnhof auszusteigen. Hier erwartete uns auf telegraphische Anmeldung hin ein Herr vom Deutschen Konsulat. Sein Auto brachte uns schnell nach der deutschen „Konzession", wo man schon auf unsere Ankunft vorbereitet worden war. In der deutschen Kaserne bekamen wir Quartier angewiesen.

Am selben Abend lernte ich auf dem Konsulat die Herren kennen, denen vor uns die Flucht aus Sibirien geglückt war. Wir hatten schon in Kirin von ihnen gehört. Zu meiner großen Freude wurde mir hier auch ein Sohn meiner Vaterstadt, ein Heidelberger, vorgestellt. Seit dem Kriegsausbruch hatte er nur noch ganz spärliche Nachrichten von Hause erhalten und konnte sich nicht genug tun, nach Heidelberg und nach gemeinsamen Bekannten zu fragen. Auch ich hatte während der ganzen Zeit meiner Gefangenschaft keinerlei Nachricht aus Deutschland bekommen, doch glaubte ich ihn beruhigen zu können: unser altes Schloß stehe noch unversehrt auf demselben

Fleck, und was Scheffel vom Neckar und den „Blauäuglein" singe, das gelte sicherlich auch jetzt noch. Da erst gab er sich zufrieden.

Da meine Gesundheit durch die ausgestandenen Strapazen gar sehr zu wünschen übrigließ, mußte ich mich gleich in ärztliche Behandlung geben. Der Arzt stellte unter anderem eine schwere Dysenterie bei mir fest. Auch verweigerte der Magen anfänglich fast jede Nahrungsaufnahme. Frau von H..., die als Leiterin der Hilfsaktion für Kriegsgefangene in Sibirien schon unendlich viel für unsere armen gefangenen Soldaten getan hatte, nahm mich in gastfreiester Weise in ihr Haus auf, und ihrer liebevollen und aufopfernden Pflege habe ich es zu verdanken, daß ich nach kurzer Zeit so weit wiederhergestellt war, um meine Reise fortsetzen zu können.

Der Abschied von diesen prächtigen Menschen, die mir bald liebe Freunde geworden waren, fiel mir recht schwer. Aber ich brannte darauf, nach Deutschland zu kommen. Davon konnten mich selbst die überzeugendsten Schilderungen der damit verbundenen Schwierigkeiten und Gefahren nicht abhalten.

Mit den drei Gefährten meiner Flucht — die zwei der andern Gesellschaft waren inzwischen auch wohlbehalten in Tientsin angekommen — verabredete ich ein Wiedersehen in Schanghai.

Auf der Fahrt von Tientsin nach Schanghai besuchte ich die in Nanking internierte Besatzung von „S 90". Torpedoboot „S 90" war in Tsingtau stationiert und hatte vor der Übergabe die Blockade durchbrochen. Durch einen kühnen Nachtangriff hatte es einen japanischen Kreuzer versenkt, aber, von der feindlichen Übermacht verfolgt, war der wackere Kommandant gezwungen worden, sein Boot an der Küste Chinas in die Luft zu sprengen.

In Schanghai wohnte ich dank einem Empfehlungsbrief von Tientsin bei einem trefflichen Deutschen, der mir bei meinen weiteren Fluchtplänen mit Rat und Tat kräftig zur Seite stand. Überhaupt haben die Deutschen Schanghais für uns Flüchtlinge alles getan, was ihnen nur möglich war. Ihrer Opferfreudigkeit haben meine Kameraden und ich außerordentlich viel zu danken.

Es galt nunmehr abermals einen Fluchtplan

zu entwerfen. Eingehend wurde eine Durchquerung von Zentralasien bis Persien erwogen. Doch als mir von maßgebender Seite auseinandergesetzt wurde, daß diese Reise mindestens ein halbes Jahr in Anspruch nehmen würde, kam der Weg für mich nicht mehr in Frage.

Sechs Monate!

Da war ja wohl schon der Friede geschlossen! Und ich mußte doch unbedingt noch während des Kriegs nach Hause kommen.

Es blieb mir also nur der Seeweg. Um Indien herum und durch den Suezkanal zu kommen, war ausgeschlossen. Es ging also nur über Amerika. Die Landkarte wurde zu Rat gezogen, sämtliche neutrale und feindliche Schiffahrtslinien wurden einem eingehenden Studium unterworfen. Aber Leute, die es ja eigentlich besser wissen mußten als ich, rieten mir von allem ab. Neutrale Dampfer führen überhaupt nicht, ein unbemerktes Durchkommen auf feindlichen sei aber ausgeschlossen. Das beste wäre, nach Manila zu gehen und dort einen amerikanischen Dampfer abzuwarten, der, ohne Japan anzulaufen, gleich direkt nach Honolulu gehe.

Dieses verfluchte Warten! Ich wurde schließlich ganz aufgebracht, wenn jemand wieder von Warten sprach. Wartete ich doch schon drei Wochen in Schanghai, und immer war noch nicht abzusehen, wann sich endlich eine Gelegenheit bieten würde, abzufahren. Ich hielt es nicht mehr aus hier, ich mußte fort!

Kurz entschlossen nahm ich mir die neueste Zeitung und sagte mir: Der nächste Dampfer, der nach Amerika geht, wird genommen, und wenn er englisch, russisch und japanisch zugleich ist!

Da stand zu lesen:

Toyo-Kisen-Kaisha
(Oriental S. S. Co.)
„Shinyo-Maru"

Sailing from Shanghai the 1st of January, 2 o'clock pm.

Aus dem Weiteren ersah ich, daß Shinyo-Maru nach einigem Aufenthalt in verschiedenen japanischen Häfen über Honolulu nach San Francisco gehen solle.

Ein netter Anfang des Jahrs 1916: Ein entflohener deutscher Offizier, auf einem japanischen Dampfer, unterwegs nach Japan!

Aber ich hatte es mir einmal vorgenommen, nun sollte es auch ausgeführt werden. Meinen Freunden in Schanghai erzählte ich natürlich nichts von meinen abenteuerlichen Gedanken. Die hätten mich sonst am 1. Januar aller Wahrscheinlichkeit nach eingesperrt.

Bis zum Abgang des Dampfers waren nur noch drei Tage Zeit. Es galt schnell zu handeln; mußte ich mir doch noch Pässe, Kleider usw. usw. besorgen.

Auf einem japanischen Passagierdampfer war es natürlich ausgeschlossen, als Heizer oder Matrose anzuheuern, da diese Posten allein mit chinesischen Kulis besetzt werden. Für mich konnte es sich bloß um die Frage handeln, welche Schiffsklasse ich wählen sollte. Zwischendeck fiel weg, da es fast nur von Angehörigen der gelben Rasse benutzt wird. Die Passagiere zweiter Klasse wurden in Japan eingehend auf Pässe untersucht, während man dies bei Passagieren erster Klasse aus Höflichkeitsrücksichten nicht so genau nahm. Am sichersten war es wohl, eine Luxuskabine zu nehmen und den großen Herrn zu spielen. Da vergessen hoffentlich die Japaner vor lauter

Ehrfurcht und Höflichkeit überhaupt, mich zu untersuchen.

Die zweite Frage: Wofür soll ich mich ausgeben? Amerikaner waren mir zu viele an Bord; den Engländer zu spielen, wozu ich meiner Statur und meinem Aussehen nach mich am besten eignete, war wohl das vorteilhafteste. Ich ließ schnell Erkundigungen einziehen, ob viele Engländer an Bord seien. Leider ja; in Hongkong waren allein einige dreißig Engländer eingestiegen, die zur Front wollten. In den Straßen Schanghais war ich schon einmal von einem Engländer angesprochen worden: „Do'nt you want to join Kitcheners army!" („Wollen Sie nicht in Kitcheners Armee eintreten?") Während der Fahrt hätten die Kerle vielleicht den Versuch wiederholt, mich für Kitcheners Zwei-Millionen-Armee anzuwerben. Also Schweizer? Das war zu verdächtig. Eine nordische Sprache beherrsche ich nicht. Doch — da war ja noch die „grande nation". Also Franzose, das war das Richtige.

Jetzt hieß es, sich einen französischen Paß besorgen; Anzüge, womöglich mit französischen

Firmen im Futter; Koffer, denen man an ihren aufgeklebten Zetteln, wie: „Hôtel du Louvre, Lyon“, „Hôtel de la paix, Paris“, ansah, daß sie viel in Frankreich gewesen waren. Ein paar französische Briefe, Photographien und Zeitungen mußten ebenfalls beigebracht werden. Ein bekannter Herr, der früher einmal die Vertretung der großen Schweizer Maschinenfabrik Brown, Boveri & Cie. gehabt hatte, besaß noch Kataloge, Geschäftspapiere und Briefbogen mit Aufdruck der Firma. Ich besuchte ihn in seinem Bureau und merkte mir genau, wo er diese Sachen verwahrt hatte. Als er für einen Augenblick abgerufen wurde, genügte ein Griff: ich war im Besitze des Gewünschten. Hoffentlich läßt er mich, wenn er diese Zeilen zu Gesicht bekommt, nicht noch wegen Diebstahls gerichtlich verfolgen.

Ein Paß war auch bald besorgt. Aber schwieriger und gefährlicher war die Beschaffung der Kleider. Ich mußte dazu, wollte ich mich nicht einem anderen anvertrauen, selbst in die französische Konzession gehen. Hier konnte ich aber, als auf französischem Grund und Boden befindlich, sofort verhaftet werden. Und daß mich meine Feinde

in Schanghai genau kannten, wußte ich. Ein Agent des Russischen Konsulats war mir schon nach wenigen Tagen auf der Spur und verfolgte mich auf Schritt und Tritt. Wahrscheinlich reizten ihn neben seinem dienstlichen Auftrag auch die fünfhundert Rubel, die die Russen auf meinen Kopf gesetzt hatten. Verschiedene Male hatte er bereits versucht, mich auf französisches Konzessionsgebiet zu locken. Da man in Ostasien nie zu Fuß geht, hatte der Russe vor meiner Wohnung einen Rikschakuli postiert, der, sobald ich das Haus verließ, auf mich zulief und mir seinen Rikscha anbot. Der Schlingel setzte sich dann gleich mit mir nach der französischen Konzession in Trab. Anfänglich kannte ich mich in Schanghai noch nicht so gut aus, und beinahe wäre es dem Kuli einmal geglückt, mich auf französischen Boden zu bringen. Im letzten Augenblick roch ich aber den Braten, und statt zehn Cents bekam der Kerl eine gehörige Tracht Prügel. Ging ich in ein Kaffee oder in den Deutschen Klub, so wartete der russische Agent stundenlang, bis ich wieder zum Vorschein kam.

Doch heute sollte er einmal vergeblich warten.

Ich betrat wie gewöhnlich gegen Abend den Klub, zeigte mich noch einmal am Fenster und verschwand dann durch eine nach einer anderen Straße führende Tür. Unbemerkt kam ich zur französischen Konzession, wo ich mir eine feine, echt Pariser Ausstattung besorgte.

Am 31. Dezember waren meine Vorbereitungen beendet. Nachdem es mir wiederum geglückt war, meinen Russen hinters Licht zu führen, betrat ich die Räume der Japanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft und holte meine schon telephonisch verlangte Fahrkarte ab. Ich ließ auch gleich telegraphisch eine Fahrkarte San Francisco—New York—Boulogne—Paris bestellen; das machte guten Eindruck, und wenn mein Paß nirgends beanstandet wurde, konnte ich ja auch mal nach Paris fahren. Über die Französische Schweiz kommt man doch auch ganz bequem nach Deutschland, und diesen Weg hatte höchstwahrscheinlich noch keiner in gleicher Lage vor mir eingeschlagen. Daß ich als deutscher Offizier einfach nach Paris gehen würde — für so frech konnten mich selbst die Engländer nicht halten.

In der Silvesternacht waren meine Kameraden und ich auf dem Konsulat eingeladen. Natürlich wurde nur von der Möglichkeit gesprochen, wie man nach Hause kommen könne. Ich tat sehr geheimnisvoll und ließ mich endlich nach langem Bitten erweichen, meinen Fluchtplan mitzuteilen: Ich wolle Mitte Januar mit einer Karawane die Reise durch Zentralasien versuchen. In meiner Gutmütigkeit sicherte ich sogar einigen zu, daß sie sich mir anschließen könnten. Nebenbei erzählte ich noch, daß ich morgen von der Besatzung von „S 90" nach Nanking zu einer Jagdpartie eingeladen sei und den Vormittagszug benutzen wolle. Der Boy reichte gerade Punsch herum, denn es sollte gleich auf das Jahr 1916 angestoßen werden. Ich hatte meine Kameraden schon früher davor gewarnt, im Beisein der Boys irgend etwas Wichtiges zu besprechen, und wie recht ich hatte, zeigte mir der folgende Morgen.

Um elf Uhr fuhr ich mit zwei Koffern im Sportanzug nach dem Bahnhof, und siehe da, mein treuer Begleiter, der Russe, war auch schon da, von dem Boy über meinen Jagdausflug belehrt.

Ich machte es mir in meinem Abteil bequem. Da aber noch einige Minuten bis zum Abgang des Zugs Zeit waren, schlenderte ich ohne Mütze, eine Zigarre paffend, vor dem Zug auf und ab. Als die Türen geschlossen werden sollten, stieg ich ein und auf der anderen Seite wieder aus, stellte mich hinter einen Güterzug und ließ meinen Russen nach Nanking abdampfen. Der gute Kerl mag ein nettes Gesicht gemacht haben, als er ohne mich in Nanking ankam. Großmütig vermachte ich ihm im Geiste meinen Mantel und meinen Hut und die mit alten Zeitungen gefüllten Koffer.

Vor dem Bahnhof wartete ein geschlossenes Auto auf mich, in dem ich mich rasch umzog und zum Hafen fuhr. Mein spärliches Gepäck hatte ich schon früher zum Dampfer bringen lassen, und würdevoll bestieg Monsieur Richard du Fais mit einer schweren Aktenmappe unter dem Arm, die wichtige Verträge der Firma Brown, Boveri & Cie. enthielt, den japanischen Dampfer. Der am Fallreep stehende Japaner hieß mich mit tiefen Verbeugungen willkommen, und sehr herablassend erkundigte ich mich nach meinem

Gepäck. Ein Steward wollte sich sofort meiner Aktenmappe bemächtigen. Ich ließ sie jedoch nicht aus der Hand und tat sehr geheimnisvoll damit.

Ich konnte sicher sein, daß bei dem angeborenen Talent der Japaner, zu spionieren, diese schon am selben Abend den Inhalt meiner Mappe genau kennen würden. In dieser Voraussicht hatte ich mir einen Brief nach Che-foo geschrieben, in dem ich von meiner Firma aufgefordert wurde, in geschäftlichen Angelegenheiten nach Schanghai zu kommen, um nach Rücksprache mit dem dortigen Vertreter in den Vereinigten Staaten Maschinen einzukaufen, die meine Firma wegen des Kriegs aus der Schweiz nicht liefern könne. So war der ungewöhnliche Ort Che-foo in meinem Paß, sowie meine Reise nach Amerika gerechtfertigt. Diesen Brief hatte ich unter anderen Privatbriefen aus Frankreich zusammen mit Prospekten und Verträgen „meiner" Firma in die Mappe gelegt.

Bis zur Abfahrt des Dampfers hielt ich mich in meiner Kabine auf, wo ich den Besuch des Ersten Offiziers und des Oberstewards empfing,

die sich nach meinem Wohlergehen und nach etwaigen Wünschen erkundigten. Sehr blasiert und gelangweilt gab ich meine Befehle und entließ die Japse mit einem gnädigen Neigen des Hauptes, nachdem ich noch all ihre Segenswünsche fürs neue Jahr entgegengenommen hatte.

Als mir endlich ein leises Zittern des Schiffs anzeigte, daß wir ablegten, wußte ich: Ein Zurück gibt's nun nicht mehr; jetzt kann dir nur noch die Frechheit helfen!

Mein Besuch in Japan

Mr. du Fais macht sich bekannt — Sein Glück bei den Damen — Nagasaki, Kobe, Jokohama — Unterhaltung mit japanischen Offizieren — „Nur" ein Kimono

Die Hauptsache war mir, an Bord möglichst rasch bekannt zu werden. Das ist indessen bei den steifen Engländern nicht so einfach.

Als wir einige Seemeilen von der Küste entfernt waren, ging ich mit einem „Matin" unter dem Arm an Deck. Gemächlich bummelte ich durch das Musikzimmer, den Speisesaal, warf einen Blick in den Rauchsalon und beobachtete unauffällig meine Reisegefährten, mit denen ich fast einen Monat lang zusammenbleiben sollte. Im Rauchsalon wurde gepokert; das waren anscheinend die Engländer, die zur Front wollten. Vor denen hieß es, auf der Hut sein!

Auf dem Promenadendeck sah ich einen Herrn, der dem Steward augenscheinlich etwas klar machen wollte, was dieser nicht verstand. Der Herr radebrechte Französisch, und zwischendurch sprach er Russisch. Als zuvorkommender Franzose bot ich meine Dolmetscherdienste an, und schon

hatte ich meinen ersten Bekannten. Der Russe war auch in Schanghai an Bord gekommen, und wie ich mit niemand bekannt. Er verstand fast gar kein Englisch, und im Französischen war er auch nicht sehr beschlagen. Russisch wiederum wollte ich nicht verstehen. Zaghaft fragte er, ob ich vielleicht Deutsch spräche. Mit Widerstreben gab ich zu, etwas Deutsch zu verstehen, doch sei mir diese Sprache begreiflicherweise sehr unsympathisch. Ich überhörte auch jedes deutsche Wort, das ihm auf französisch nicht geläufig war. Um nicht gleich zu intim mit ihm zu werden, brach ich das Gespräch bald ab, verabschiedete mich und setzte meinen Spaziergang fort.

Der Decksteward fragte mich, ob ich nicht einen Liegestuhl mieten wolle. Natürlich mußte ich einen haben, und zwar den allerbesten! Und wo er aufgestellt werden sollte? Listig mit den Augen blinzelnd, schlug mir der gelbe Halunke einen ganz besonders schönen Platz vor: „All around plenty nice girls, Master." („Zwischen lauter hübschen Mädels, mein Herr.") Mir auch recht! Unaufgefordert weihte mich dann der Kerl in alle Geheimnisse ein: Zum Tee kämen die Damen

an Deck. Ob ich nicht auch den Tee in meinem Liegestuhl nehmen wolle? Schön, also ich werde den Tee auch in meinem Liegestuhl nehmen.

Jetzt konnte ich wieder in meine Kabine gehen, denn mein Zimmerboy mußte inzwischen mit der Durchsicht meiner Mappe fertig geworden sein.

Wie ich nach unten kam, putzte er eifrig das Messing, obwohl es blitzblank war. Ich schickte ihn mit Kissen und Decken nach meinem Stuhl und öffnete meine Mappe. Richtig! der Papierstreifen, den ich lose ins Schloß eingeklemmt hatte, war herausgefallen. Schon heute abend wußte man also an Bord, wer ich sei.

Wie ich wieder an Deck stieg, wurde bereits der Tee serviert, und die „nice girls" waren auch da. Ich machte es mir in meinem Liegestuhl bequem und stieß dabei eine hübsche Nachbarin zur Linken an. Mit einem Wortschwall entschuldigte ich mich überaus höflich in französischer Sprache. Das „girl" wurde rot und kicherte zu seiner Freundin: „What did he say?" („Was hat er gesagt?") Sie wurde von dieser aufgeklärt, daß ich Franzose sei. Nun erwogen die beiden, ob ich wohl Englisch verstehen würde, und als sie zu einem

verneinenden Resultat gekommen waren, unterhielten sie sich ganz ungeniert über mich. Ich las eifrig in meinem „Matin" und bildete mir viel ein auf den „smart fellow" („flotter Kerl"). Endlich klingelte ich nach dem Boy und bestellte in schlechtem Englisch, mit stark französischem Akzent noch eine Tasse Tee. Meine beiden Nachbarinnen wurden über und über rot und hüpften davon.

Der Obersteward kam und fragte mich, an welchem Tisch ich zu speisen wünsche. Er hatte eine Liste mitgebracht und unterrichtete mich ohne weiteres über die übrigen Passagiere erster Klasse. Ich wählte einen kleinen Tisch, an dem vorläufig nur ein junges amerikanisches Ehepaar und ein alter Engländer saßen.

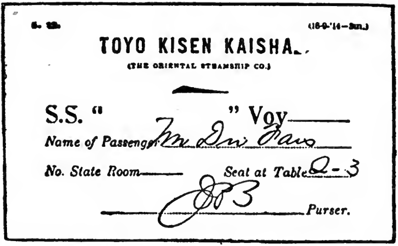
Glücklicherweise war nur eine einzige französische Gesellschaft an Bord, die aus drei Damen und einem Herrn bestand. Nach Ansicht des Oberstewards aber war sie meiner nicht würdig. Später erfuhr ich, daß diese Franzosen wegen Opiumschmuggels in Hongkong verfolgt wurden und wahrscheinlich auch noch bei ihrer Ankunft in San Francisco Schwierigkeiten haben würden. Ich sorgte natürlich unter der Hand für Weiter-

verbreitung dieses Gerüchts, und ich hatte den Erfolg, daß die Franzosen allgemein geschnitten wurden.

Zu Tisch erschien fast alles in „evening dress". Ich hatte offen gestanden an einen Smoking gar nicht gedacht, und den mußte ich doch unbedingt haben. Gleich nach dem Essen befahl ich meinem Boy, im Gepäckraum meine beiden großen Koffer zu holen und meinen Smoking auszupacken. Der arme Kerl suchte stundenlang und kam dann ganz aufgeregt zu mir gestürzt, meine Koffer seien nicht zu finden! Ich fluchte furchtbar und ließ sofort den Ersten Offizier zu mir bitten. Der ganze Gepäckraum wurde auf den Kopf gestellt, doch von meinen Koffern war keine Spur zu entdecken.

Bald wußte man im ganzen Schiff, daß von dem Gepäck des Mr. du Fais zwei Koffer fehlten.

Ich hatte dem Obersteward noch bedeutet, daß ich gern Bridge spiele, denn dadurch konnte ich mit anderen am leichtesten bekannt werden. Bald lud man mich zu einer Bridgepartie ein. Nach kurzer Zeit schon war ich der Liebling der alten Damen, die es besonders gern sahen,


TOYO KISEN KAISHA.
(THE ORIENTAL STEAMSHIP CO.)

S.S. " " Voy.

Name of Passenger Mr. Du Fais

No. State Room Seat at Table 2-3

Purser.

Die Tischkarte des „Mr. du Fais“ auf dem „Shinyo-Maru“

wenn ich mit ihnen spielte und ihr vorzügliches Spiel bewunderte. Die übrigen Herren waren nämlich zum Bridge mit älteren Damen nicht zu haben, da die ihnen viel zu schlecht spielten.

Als wir den ersten japanischen Hafen anliefen, hatte ich an Bord bereits so viele Freundschaften geschlossen, daß ich von mehreren Seiten Einladungen erhielt, eine „party“ an Land mitzumachen. Ich schloß mich einer amerikanischen Gesellschaft an, deren Teilnehmer Nagasaki von früheren Reisen her genau kannten.

An Land empfing uns ein japanischer Offizier zur Paßkontrolle. Da wurde es mir doch etwas

ungemütlich. Aber meine Amerikaner hatten ihre Pässe gar nicht mitgebracht, schüttelten dem Offizier die Hand und erklärten, wir seien eine große Gesellschaft und wollten eben nur mal einen Ausflug nach Mogi machen. Anstatt die Pässe zu revidieren, bestellte uns der Offizier Rikschas. Wir fuhren durch herrliche Bambuswälder und aßen in Mogi zu Mittag. Dann tanzten wir, und abends ging's wieder an Bord.

Der nächste Hafen war Kobe. Hier lag ein Teil der japanischen Flotte, und es wurde an Bord bekanntgemacht, man müsse Pässe und sonstige Ausweise mitnehmen, wenn man an Land wolle. Hier schien also die Kontrolle sehr streng zu sein. Da das Wetter nicht gerade schön war, schlug ich vor, an Bord zu bleiben und eine „dancing party" zu veranstalten. Denn wenn ich allein an Bord blieb, so konnte das auffallen, und an Land zu gehen, schien mir hier doch etwas zu gewagt.

Den ganzen Nachmittag und bis spät in die Nacht hinein wurde getanzt und geflirtet. Hierbei bot sich hinreichend Gelegenheit, den „smart fellow" diesen „charming girls" zurückzugeben.

Als man endlich zu Bett ging, graute schon der Morgen.

Nun liefen wir in Japan nur noch Jokohama an. Hier sollten wir allerdings einige Tage bleiben. Da sämtliche Passagiere erster Klasse an Land wohnen wollten, mußte ich ebenfalls in ein Hotel gehen. Ein Verweilen an Bord hätte verdächtig erscheinen müssen. Das größte und beste Hotel Jokohamas war mir gerade gut genug. Dort wohnte eben jeder, der etwas auf sich hielt.

Bald hatte es sich im Hotel herumgesprochen, daß ich der Vertreter einer großen Maschinenfabrik sei. Ein vornehmer Japaner machte mir seine Aufwartung und verhandelte mit mir über eine größere Bestellung. Er wünschte Auskunft über die Maschineneinrichtungen für zwei große Seidenspinnereien und wollte wissen, ob er die Fabrik elektrisch betreiben solle, oder ob man nicht vorteilhafter die Wasserkraft ausnutzen könne. Der Kerl war gerade in diesem Gebiet sehr beschlagen, von mir konnte ich das nicht so ganz behaupten. Zuletzt fing er sogar noch von Turbinen an; und bei diesem Kapitel

hatte ich doch auf der Marineschule gerade gefehlt! Das konnte ja gut werden!

Wir blätterten in meinen Katalogen, und ich erklärte ihm verschiedene Maschinen, die ich selbst zum ersten Male sah. Aber mein von keiner Sachkenntnis getrübtes Urteil machte ihm doch Eindruck. Ich wandte einfach sehr viele französische Ausdrücke an, die er nicht verstand; denn er sprach nur Englisch.

Nach langen Verhandlungen bekam ich den Auftrag für die Einrichtungen seiner Seidenspinnereien und für „five Exhausting Turbines". Um nicht noch im letzten Augenblick beim Aufsetzen der Verträge zu scheitern, versprach ich sofort von San Francisco meinen Fachmann für Turbinen zu schicken, da ich mehr Spezialist für elektrische Anlagen sei.

In liebenswürdiger Weise lud mich darauf mein Auftraggeber zum Essen ein. Was blieb mir übrig? Ich mußte, wie es so Sitte ist, zusagen.

Bei Tische lernte ich mehrere japanische Offiziere kennen, von denen ich bei den Gesprächen über den Krieg und unsere gemeinsamen Feinde, die Deutschen, manches Wissenswerte erfuhr.

Da keine Amerikaner in der Nähe waren und ich gleich zu erkennen gab, wie wenig sympathisch mir Amerika sei, gingen die Japaner, die bisher in diesem Punkt sehr zurückhaltend gewesen waren, bald aus ihrer Reserve heraus und erzählten höchst interessante Einzelheiten über das Verhältnis von Japan zu Amerika.

Was fangen die Amerikaner auch mit den Philippinen an, die so weit von ihnen abliegen? Und auch die Hawai-Inseln passen viel besser zu Japan als zu Amerika. Denn bei der ewigen Verschüttung des Panamakanals könnten die Amerikaner nur ganz wenige Kriegsschiffe an der Westküste halten, und gern würden die Japaner ihnen die Arbeit abnehmen und mit ihren Kriegsschiffen auf den Inseln nach dem Rechten sehen.

Für den Abend hatten die mit mir im selben Hotel wohnenden Dampfergefährten einen Bummel durch Jokohama verabredet. Ich war höchst erstaunt, als die verheirateten Herren zu dieser Unternehmung ihre Frauen mitbrachten. Es kam ihnen aber ganz selbstverständlich vor, daß ihre Damen selbst in die zweifelhaftesten Lokale mitgingen. Um Mitternacht packten dann die

braven Ehemänner ihre besseren Hälften in Rikschas und schickten sie nach Hause. Sie selber blieben mit uns zurück. — —

Als wir am nächsten Morgen um neun Uhr wieder ins Hotel kamen, wunderte ich mich, daß die Damen so gar keine Notiz von unserem „frühzeitigen" Nachhausekommen nahmen. Das mag wohl auf den Geschäftssinn der Amerikanerinnen zurückzuführen sein; denn es dauerte nicht lange, so erhob sich ein süßes Geflöte.

„Darling, would you like to go shopping now? I need only a new kimono!"

(„Liebling, gehen wir jetzt einkaufen? Ich muß nur einen neuen Kimono haben!")

Diese Bedeutung von „only" hatte ich noch gar nicht gekannt. Denn als wir in ein großes japanisches Kaufhaus gingen, da erstanden sich die Damen nicht „nur" einen Kimono, sondern eine ganze Wagenladung von seidenen Roben, Blusen und kostbarer Wäsche.

Allerdings eine solche Fülle von verschiedenartigen prächtig gestickten Seidenstoffen hatte ich noch nie beieinander gesehen. Da konnte wohl keine Frau ihrer Kauflust Einhalt gebieten.

Gern wäre ich noch länger in dem schönen Jokohama geblieben. Daß ich entflohener deutscher Offizier, und daß Japan Feindesland war, hatte ich ganz vergessen.

Aber nach zwei Tagen mußte ich wieder an Bord.

Über den Stillen Ozean

Sport an Bord — Eine Hochzeitsreise nach Sibirien — Deutschfreundliche Amerikaner — Russische Deserteure, die nach Deutschland möchten — Amerika in Sicht — Landung in San Francisco

Während des nun folgenden langen Seeturns wurden an Bord allerlei Feste veranstaltet. Bei einem großen Sportfest sämtlicher Passagiere erster Klasse bekam ich zwei erste Preise, und zwar im „Pillow-fight" und im „Are-you there, Bill?"

Beim „Pillow-fight" mußte man im Reitsitz, auf einem Balken balancierend, den gegenübersitzenden Gegner herunterzustoßen versuchen. Zu diesem Zweck schlug man mit Kissen aufeinander ein. Dank meiner sehr langen Beine war es für mich ein leichtes, über meine Gegner Herr zu werden, bis auf zwei Japaner, die sich wie Affen an dem Balken festklammerten. Den einen warf ich nach erbittertem Kampfe schließlich doch aus dem Sattel, aber der zweite war mir überlegen. Schon wollte ich mich besiegt geben, da erklärte das Schiedsgericht, bestehend aus Amerikanern, den Kampf als zu meinen Gunsten entschieden.

Den Sportgeist der Amerikaner in Ehren — aber ein Jap durfte nicht Sieger bleiben!

Sehr sinnvoll ist das zweite Spiel: „Are you there, Bill?“ Mit verbundenen Augen liegen sich die Gegner auf einer Matratze gegenüber. Sie reichen sich die rechte Hand, in der Linken hält jeder einen Stock aus gerolltem Zeitungspapier. Dann wird beiden auf dem Kopf ein großes leicht zerbrechliches Stück Kake festgebunden, und nun beginnt das Spiel. Der eine fragt: „Are you there, Bill?“ und versucht dann aus dem „yes“ des andern zu schließen, wo dessen Kopf liegt. Er haut in dieser Richtung zu, um den Kake auf dem Kopf des andern zu zerbrechen. Da sich auch die älteren Herrn mit größtem Eifer an diesem Spiel beteiligten, ergaben sich die komischsten Situationen, die allgemeine Heiterkeit erregten. Die jeweiligen Sieger kamen dann in die Schlußrunde. Ich erhielt als endgültiger Sieger eine hübsche Zigarettentasche aus japanischem Schildpatt. Die gesamte Damenwelt beglückwünschte mich mit einer solchen Begeisterung, als hätte ich zum mindesten den Marathonlauf gewonnen.

Nach einer herrlichen Reise kamen wir in Honolulu an. Ich war sehr erstaunt, als ich im Hafen die deutsche Kriegsflagge erblickte. S.M.S. „Geier" lag hier interniert. Der kleine Kreuzer hatte eine bewegte Fahrt hinter sich. Er war bei Kriegsausbruch in der Südsee gewesen und hatte sich nach langer abenteuerlicher Reise, verfolgt von japanischen Kriegsschiffen, bis nach Honolulu durchgeschlagen. Ich besuchte den Kommandanten und die Offiziere, die ich jedoch nur kurze Zeit sprechen konnte, um nicht unnötig die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken.

Am Nachmittag machte ich mit einem jungen Ehepaar eine herrliche Fahrt durch die Insel, zwei merkwürdigen und interessanten Leutchen. Spleenig, wie Amerikaner nun einmal sind, hatten Mr. Woodfield und seine junge Frau beschlossen, ihre Hochzeitsreise nach Sibirien zu machen. Lediglich um sich dort die Gefangenenlager anzusehen! Vom Anblick unserer armen bedauernswerten Soldaten war Mr. Woodfield noch jetzt ganz mitgenommen. Er hatte während des eisigen sibirischen Winters viele Deutsche durch Hunger, Kälte und Epidemien zugrunde gehen

sehen. Seine Sympathien galten jetzt nur noch Deutschland. Er haßte Engländer und Russen und erzählte dies jedem, der es hören wollte. Stundenlang konnte er die russischen Greueltaten in den lebhaftesten Farben ausmalen.

Da ich zur Einwanderung in die Vereinigten Staaten doch die Hilfe eines Amerikaners brauchte, beschloß ich, mich ihm anzuvertrauen. Er versprach, alles für mich zu tun, was in seinen Kräften stünde, und versicherte mir hoch und heilig, das Geheimnis für sich zu behalten. Wie gut er schweigen konnte, sah ich leider bereits nach einigen Stunden, als mir seine Frau mit schwärmerischem Augenaufschlag die Hand drückte und sagte: „You are the greatest hero I ever saw in my whole life!" („Sie sind der größte Held, den ich in meinem ganzen Leben gesehen habe!")

Sie wich kaum mehr von meiner Seite, was ihrem Ehegatten aber gar nicht sehr unangenehm war; denn jetzt hatte er mehr Zeit zum Pokern und Bridgespielen. Ich dagegen konnte oder mußte mit Mrs. Woodfield tanzen, und dann durfte ich sie in den Rauchsalon begleiten, da sie gar zu gern „ein Gläschen Cocktail" trank.

Derselbe Vorgang wiederholte sich fast jeden Abend, denn ich durfte mich jetzt auf keinen Fall von Mrs. Woodfield fernhalten, da sie mich sonst sicher verraten hätte. Ihr Mann war mir herzlich dankbar für meine Bemühungen und bot mir sogar als richtiger Geschäftsmann die Rückerstattung all der Auslagen an, die ich für seine junge Gattin hatte!

In Honolulu war noch ein Amerikaner mit seiner Frau an meinen Tisch gekommen, der reges Interesse für mein Geschäft zeigte. Seiner Visitenkarte entnahm ich, daß er, als Vertreter einer großen Bostoner Maschinenfabrik für China und Japan, mein Konkurrenzkollege war. Bald hatte er auch durch Fragen nach verschiedenen anderen Firmen in China, von denen ich natürlich keine Ahnung hatte, gemerkt, daß etwas mit mir nicht stimmte. Nun konnte im letzten Augenblick noch alles schief gehen, wenn ich ihn nicht für mich zu gewinnen wußte.

Ich bat ihn zu mir in meine Kabine, und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Mr. Havey, ich weiß, daß Sie ein Ehrenmann sind und ein Geheimnis, das ich Ihnen anvertrauen will, für sich behalten können.“

Er sehr schroff:

„O ich weiß schon, Sie sind Deutscher und von Ihrer Regierung nach Amerika geschickt, um Anschläge gegen unsere Munitionsfabriken zu unternehmen."

Damit wollte er mich verlassen, um sofort den Kapitän über meine Person aufzuklären. Ich vertrat ihm den Weg und bat ihn, mich anzuhören. Nur notgedrungen blieb er und scheinbar fürchtend, daß der deutsche Barbar sich gleich auf ihn stürzen werde, um ihn zu ermorden. Ich erzählte ihm kurz, daß ich deutscher Offizier sei und mich der russischen Gefangenschaft durch die Flucht entzogen habe, um mich meinem Vaterland wieder zur Verfügung zu stellen. Zuerst schenkte er mir keinen Glauben. Als ich ihn aber durch nähere Einzelheiten überzeugt hatte, sprach er mir seine uneingeschränkte Anerkennung aus. Ich hatte ihn für mich gewonnen.

Gleich beim Abendessen klärte er unsere Tischgesellschaft auf, die bei unserer Unterhaltung am Mittag natürlich auch stutzig geworden war: Mr. du Fais habe nur deshalb scheinbar so merkwürdig verwirrte Antworten ge-

geben, weil er gefürchtet habe, daß er, Havey, als Vertreter einer Konkurrenzfirma ihm irgendwelche Geschäftsgeheimnisse entlocken wolle. Ich kam an diesem Abend mit Absicht zu spät zu Tisch, und das allseitige verständnisvolle Lächeln meiner Tischgenossen überzeugte mich, daß Mr. Havey meine Stellung wieder gefestigt hatte.

Mr. Havey schlug mir später noch vor, mich zweien seiner Freunde ebenfalls anzuvertrauen, die beide durchaus deutschfreundlich waren und wie ich gleich nach New York weiterfahren wollten. Es waren dies Mr. Nesmith, ein Rechtsanwalt aus Boston, und Captain Allen aus New York, der gerade von seinem Kommando von den Philippinen zurückkam. Da sich Mr. Havey, der sich so tadellos gegen mich benommen hatte, für ihr Stillschweigen verbürgte, und beide Herrn mir vielleicht auf meiner Reise nach New York noch viel helfen konnten, weihte ich sie ein; und es zeigte sich später, daß ich es keineswegs zu bereuen hatte.

Mit dem Russen, mit dem ich an Bord zuerst bekannt geworden war, unterhielt ich mich späterhin noch öfter über den Krieg. Er reiste im Auf-

trag seiner Regierung nach Amerika, um größere Waffen- und Munitionsbestellungen in den Vereinigten Staaten unterzubringen. Früher war er zwei Jahre in den Gaggenauer Werken in Deutschland tätig gewesen und war daher in der Lage, interessante Vergleiche zwischen deutschen und russischen Verhältnissen zu ziehen. Wir wurden bald sehr vertraut, und ich ließ durchblicken, daß ich mit verschiedenen Einrichtungen in meiner Heimat sehr unzufrieden sei. Und wenn ich über Frankreich schimpfte, dann konnte er ja auch über Rußland schimpfen.

Es ist, so erzählte er, kaum zu glauben, wie sich die russischen Großindustriellen auf Kosten ihrer Regierung bereichern. Es fällt ihnen das um so leichter, als eben fast alle hohen Staatsbeamten und Offiziere gegen eine angemessene Bestechungssumme die Hand zur Gaunerei bieten. Schon im Russisch-Japanischen Krieg haben sich auf diese Weise Tausende ein Vermögen erworben, und im jetzigen Krieg sei die Sache noch viel schlimmer.

Da soll zum Beispiel für ein Armeekorps eine bestimmte Menge Munition geliefert werden. Gegen eine hohe Summe erhält irgendein Groß-

industrieller die Bestellung. Dieser setzt sich mit dem betreffenden Armeeführer in Verbindung, dessen Stab erhält alsdann je dem Dienstgrad entsprechend hohe Bestechungssummen. Der Armeeführer aber bekommt selbstverständlich den Hauptanteil und bestätigt hierfür dem Kriegsministerium den Empfang der Munition.

Ein anderer Fall: In der Nähe von Moskau waren riesige Proviantlager, aber deren Inhalt stand nur auf dem Papier. Als eine Kommission von Petersburg kam, die Bestände zu revidieren, wurden die leeren Schuppen einfach in Brand gesteckt, und — die Sache war damit erledigt. Hätte aber die Kommission unvermutet eine außerordentliche Revision vorgenommen und den Schwindel entdeckt — nun dann wäre sie eben einfach auch bestochen worden und hätte in Petersburg die Vollständigkeit der aufgeführten Bestände gemeldet.

Vielleicht gelingt es den russischen Armeeführern auch noch, ihre Soldaten nur auf dem Papier zu führen. Dagegen hätten **wir** sicher nichts einzuwenden!

Es befanden sich übrigens in der zweiten

Klasse noch viele Russen, die teils von der Front weggelaufen waren, teils sich der Dienstpflicht zu entziehen suchten. Ich erfuhr dies durch einen komischen Vorfall.

Eines Tages ließ ein Passagier zweiter Klasse sich bei mir melden und bat um eine Unterredung. Ich war sehr neugierig, was er mir zu sagen habe, da er mich ersuchte, Türen und Fenster zu schließen, bevor er sein Anliegen vorbringen wollte. Nachdem ich dies getan, erzählte er mir in deutscher Sprache folgendes:

„Ich weiß, daß Sie ein deutscher Offizier sind; denn ich habe Sie öfter in Schanghai gesehen. Ich selbst bin russischer Jude und habe an der Front gekämpft. Da wir Juden von den Russen sehr gemein behandelt werden, bin ich zusammen mit mehreren Glaubensgenossen desertiert. Erst hatten wir versucht überzulaufen, aber wir wurden zu streng bewacht. Die meisten von uns wollen sich nun in Amerika nach Arbeit umsehen, doch möchten zwei von uns gern nach Deutschland, da wir gehört haben, daß man dort in jedem Beruf Arbeiter brauchen kann. Vielleicht können Sie uns in dieser Hinsicht einen Rat geben."

Ich mußte Herrn Teplitzki, dessen klare einfache Rede sehr für ihn sprach, leider von diesem Plan abraten, da ein Durchkommen nach Deutschland für Russen, die außer ihrer Muttersprache nur Deutsch konnten, ziemlich aussichtslos war. Wahrscheinlich hätte man sie auch gar nicht nach Deutschland hereingelassen.

Mein Besucher schien noch ein weiteres Anliegen auf dem Herzen zu haben. Und endlich rückte er damit heraus. Es fehlten ihnen nämlich einige Dollars an dem Gelde, das man zur Einwanderung in Amerika vorweisen müsse. Ich war gern bereit, die mangelnden zehn Dollars Gold vorzustrecken, schon aus dem Grunde, weil der Russe, der genau wußte, wieviel mir daran lag, unerkannt zu bleiben, mich ganz gut hätte verraten können. Überhaupt fand ich es sehr anständig, daß er b a t, anstatt zu fordern. In diesem Falle wäre ich ja gegen eine Erpressung ganz machtlos gewesen. Ich habe später für meine Person in einer ähnlichen Lage den letzteren Weg einschlagen müssen.

Inzwischen waren wir in die Nähe San Franciscos gekommen. Alle standen an Deck; denn

jeder wollte nach der langen Überfahrt als erster Land ausmachen. Mit großer Freude wurde die amerikanische Küste begrüßt.

Für mich war dieser Anblick gewiß auch recht erfreulich, aber es galt noch, die Einwanderungsschwierigkeiten zu überwinden. Und wieder hieß es, nach meinem bewährten Grundsatz handeln: Schwierigkeiten sind da, um überwunden zu werden.

Vorsichtshalber hatte ich mir in Schanghai auch deutsche Pässe ausstellen lassen. Denn wenn die Amerikaner merkten, daß meine französischen Papiere gefälscht waren, wurde ich sicher zunächst einmal hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Sollte ich nun als Deutscher oder Franzose den amerikanischen Boden betreten? Ich entschloß mich für letzteres, da ich nicht wissen konnte, ob mir die Behörden als Deutschem nicht die Einwanderung erschweren würden. Meine deutschen Papiere hatte ich während der Überfahrt an Bord versteckt. Gleich in der ersten Nacht nach der Abfahrt von Schanghai waren sie in einen Rettungsring gewandert. Würden sie hier zufällig entdeckt, so wußte man ja immer noch

nicht, wem sie gehörten. Täglich, wenn ich an Deck spazieren ging, warf ich einen Blick nach der Brücke und überzeugte mich, daß der Ring an Ort und Stelle hing. Einmal sah ich zu, wie ein japanischer Matrose ihn gerade abwusch, und freute mich über die im neuen Glanze leuchtende Aufschrift „Shinyo-Maru".

Jetzt wurden die Papiere herausgeholt und Mr. Havey übergeben. Der konnte sie für mich an Land nehmen für den Fall, daß man mich als Ausländer genauer untersuchte. Mr. Havey half mir auch, die verschiedenen Einwanderungspapiere auszufüllen, und als wir in den Hafen einliefen, war ich klar zum Aussteigen.

Ein kleiner Dampfer kam längsseits mit der Einwanderungskommission und einem Heer von Reportern. Mit gespitztem Bleistift rasten sie durchs Schiff auf ihrer Jagd nach Sensation. Und schon fiel ihnen Mr. Woodfield in die Hände. Das war gerade das Richtige für amerikanische Reporter: eine Hochzeitsreise nach Sibirien! Sie bestürmten ihn mit Fragen, und jeder suchte dem andern für seine Zeitung den Rang abzulaufen. Dabei wurde der arme Kerl fast in Stücke



In Vollmatrosen-Gala.

gerissen. Um sie endlich abzuschütteln, wußte Mr. Woodfield leider nichts Schlaueres zu tun, als die sensationslüsterne Bande auf mich zu hetzen.

„Wendet euch an diesen Herrn, Mr. du Fais, der kann euch noch ganz andere Dinge aus Sibirien erzählen. Das ist ein geflüchteter deutscher Offizier!"

Am liebsten hätte ich den Kerl umgebracht, der durch seine unüberlegten Worte den glücklichen Ausgang meines gefahrvollen Wagnisses noch in letzter Minute in Frage stellte. Denn noch immer befand ich mich ja auf japanischem Boden.

Ich lief, so schnell ich konnte, nach einem verschwiegenen Ort und schloß mich dort ein. Doch ewig konnte ich hier nicht sitzenbleiben, und als ich wieder an Deck kam, hörte ich von allen Seiten: „Where is Mr. du Fais?" Im Augenblick war ich von Reportern umringt und schien verloren. Aber schon machte unser Dampfer fest, und wenn ich die Kerle nur noch fünf Minuten hinhalten konnte, war ich gerettet.

Da kam mir ein erlösender Gedanke: „You are wrong, I am not Mr. du Fais, I am Mr. Havey!" („Sie irren sich, ich bin nicht Herr

du Fais, ich bin Herr Havey!") Und mit einem flehenden Blick auf Mr. Havey, der in der Nähe stand: „That's Mr. du Fais!"

Und schon stürzte sich die Meute auf diesen. Gerade wurde das Fallreep heruntergelassen, ein Sprung —:

Ich stand in Amerika!

Von amerikanischen Reportern gehetzt

Reporter als Verfolger — Durch Extrablätter verraten — Flucht von San Francisco

Eins war mir klar: an Bord gehe ich nicht mehr! Mochten sie mein Gepäck behalten! Doch wohin in der Eile? Ich kannte mich in San Francisco natürlich gar nicht aus und hatte daher eigentlich beabsichtigt, in dasselbe Hotel zu gehen wie Mr. Havey. Das war jetzt ausgeschlossen; denn dort mußten mich ja die Reporter gleich wiederfinden.

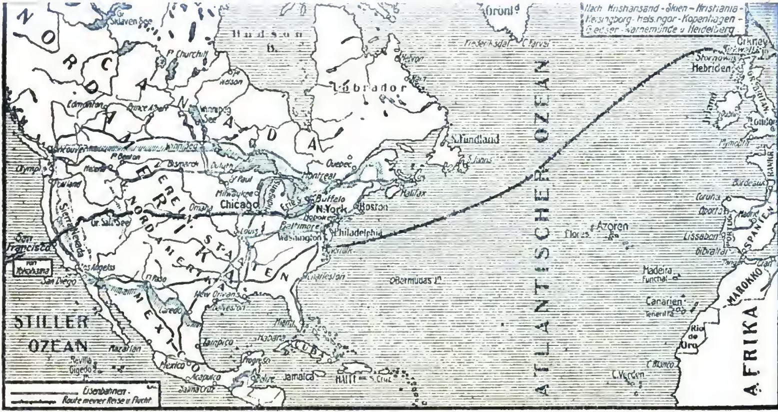
Und daß sie mich nicht mehr losließen, sollte ich sofort verspüren. Schon kamen sie mir über das Fallreep nachgelaufen und umringten mich. Der eine wollte eine Photographie von mir — fünfhundert Dollars bot er dafür —, der andere eine kleine Geschichte: er bot noch mehr. Jeder suchte mich in eine andere Ecke zu ziehen, um allein auf mich einreden zu können. Die Kerle packten mich ohne weiteres am Arm, ich war einfach machtlos. Damit sie mich endlich losließen, boxte ich einen ganz unverschämten, der mir fast den Rock vom Leibe riß, gegen die Brust.

Das half.

Jetzt faßten sie mich wenigstens nicht mehr an. Ich versicherte ihnen fortwährend, sie hätten sich einen Bären aufbinden lassen; ich sei Franzose und sei mein Lebtag noch nicht in Sibirien gewesen. Doch da kannte ich die amerikanischen Reporter schlecht. Sie lachten mich einfach aus und erklärten mir, es hätte gar keinen Zweck, mich länger zu sträuben; ich m ü ß t e ihnen etwas erzählen! Einer wollte mich auch schon knipsen. Aber da geriet ich in Wut. Ich riß ihm den Apparat aus der Hand und schmiß ihn zu Boden.

Inzwischen waren sämtliche Zollbeamte hinzugekommen, und es gab ein mächtiges Gedränge, da mich jeder sehen wollte. Ein Reporter kletterte auf ein großes Faß und photographierte den Auflauf; da hatte er doch wenigstens etwas!

Hilfesuchend sah ich mich um und entdeckte Captain Allen. Der mußte helfen! Rücksichtslos schob ich den Reporterschwarm beiseite und bat Mr. Allen, mir beizustehen. Er sagte mir, Mr. Havey habe mein Gepäck schon von Bord bringen lassen, ich solle nur eben schnell die Zoll-



Nach Kristiansand - Skien - Kristiania - Helsingborg - Helsingør - Kopenhagen - Gedser - Warnemünde u. Heidelberg.
NORDAMERIKA
CANADA
VEREIN. STAATEN
MEXICO
STILLER OZEAN
ATLANTISCHER OZEAN
AFRIKA
Hudson B.
Labrador
Grönld
N.Fundland
Chicago
N.York
Boston
Buffalo
Philadelphia
Washington
Baltimore
Montreal
Quebec
Halifax
San Francisco
Los Angeles
San Diego
New Orleans
Omaha
Edmonton
Winnipeg
Duluth
Milwaukee
Mexico
CUBA
Jamaica
Bermudas
Azoren
Madeira
Canarien
Hebriden
Irland
London
SPANIEN
MAROKKO
Eisenbahnen
Route meiner Reise u. Flucht

revision passieren und dann in einem Auto weg- fahren. Um zwei Uhr mittags sei er im St. Francis-Hotel, wo ich ihn erwarten solle.

Schnell war mein Gepäck geprüft, ich warf mich in ein Auto und befahl dem Schofför, so schnell wie möglich wegzufahren. Einer der Reporter versuchte sogar zu mir ins Auto zu springen. Das hieß doch die Frechheit auf die Spitze treiben. Ich stieß ihn einfach zurück, und mein Wagen setzte sich in Bewegung.

Nur erst von diesen Reportern loskommen! Das Weitere würde sich schon finden!

Aber mit Schrecken mußte ich bemerken, daß dieses „Loskommen" gar nicht so leicht war. Ein Blick nach rückwärts belehrte mich, daß mir bereits mehrere Autos folgten. Waren diese aufdringlichen Kerle denn gar nicht abzuschütteln? Gleichgültig, ob ich schnell oder langsam fuhr — die anderen Autos waren stets hinter mir. An den großen Straßenkreuzungen, wo ich öfter halten mußte, holten sie mich immer wieder ein und suchten möglichst nahe an meinen Wagen heranzukommen. Einer rief mir von seinem Auto herüber:

„Say, Mr. du Pais, only a little story! 500 Dollars!“ („Herr du Fais, nur eine kleine Geschichte! Fünfhundert Dollars!“)

Es ist kaum zu glauben, welche Hartnäckigkeit diese amerikanischen Reporter zu entwickeln vermögen.

Sobald dann der in der Mitte der Straße stehende Schutzmann die Tafel mit dem Wort „stop“ umdrehte, so daß man „go“ lesen konnte, ging die Jagd weiter.

Endlich sollte ich an einer Straßenkreuzung meine Verfolger doch noch los werden! Ich hatte gerade einen kleinen Vorsprung, und gleich nach mir hieß es „stop“. Dagegen können selbst amerikanische Reporter nicht ankommen. Schnell warf ich meinem Schofför fünf Dollars zu und befahl ihm weiterzufahren. Ich selber sprang ab und lief in ein Haus. Meinen Mantel ließ ich im Auto liegen.

Nach einigen Minuten sah ich, wie die Autos der Reporter mit äußerster Kraft wieder hinter dem leeren Wagen hersausten. Gemächlich ging ich in den nächsten Laden, kaufte mir einen neuen Mantel und Hut, klappte den Kragen hoch und

konnte nun sicher sein, so leicht nicht wieder erkannt zu werden. Ich nahm mir einen anderen Wagen und fuhr zum Deutschen Konsulat. Hier wurde ich sehr herzlich aufgenommen, aber der Konsul riet mir, noch heute San Francisco zu verlassen, da die Reporter doch nicht eher ruhen würden, als bis sie mich wieder gefunden hätten. Wahrscheinlich könne man schon nach wenigen Stunden von mir in den Zeitungen lesen.

Und so war es auch. Um zehn Uhr morgens waren wir in San Francisco angekommen, um ein Uhr mittags erschienen Extrablätter. In großen Überschriften hieß es da:

GERMAN OFFICER ESCAPED FROM SIBERIA!

HORROR IN SIBERIA!

MR. WOODFIELD'S HONEYTRIP IN SIBERIA!

Dann kam ein großes Bild von Mrs. Woodfield

In schauderhafter Weise wurden die Schrecken und Greuel Sibiriens geschildert, und von mir wurden Sachen erzählt, die noch haarsträubender

waren. Leider war auch erwähnt, daß ich als Franzose unter dem Namen Richard du Faks soeben auf „Shinyo-Maru" angekommen sei. Dadurch war mein herrlicher französischer Paß wertlos geworden, und es war damit auch unmöglich, mein schönes Reiseprogramm nach Paris durchzuführen.

Diese verfluchten Reporter!

Nun hatte ich nur noch meine deutschen Ausweispapiere, die mir aber im durchweg englandfreundlichen östlichen Teil der Vereinigten Staaten gar nichts nützen konnten.

Vielleicht gab mir der Schweizer Konsul auf mein ehrliches Gesicht und mein „Schwyzer Dütsch" hin einen Paß? Das mußte gleich versucht werden, womöglich noch ehe man die Extrablätter auf dem Schweizer Konsulat gelesen hatte. Ich verabschiedete mich von unserem Konsul, der mir noch zweihundert Dollars mit auf die Reise gab.

Der Schweizer Konsul war sehr liebenswürdig und freute sich sehr, einen Landsmann vor sich zu haben. Doch als ich mit meinem Anliegen herausrückte, teilte er mir mit, es hätten schon

so viele Deutsche versucht, sich Schweizer Pässe zu verschaffen, um nach Hause zu kommen, daß ihn seine Regierung ausdrücklich darauf hingewiesen habe, nur gegen Heimatsurkunde und Militärpapiere einen Paß auszustellen. Ich suchte eifrig in meinen Taschen, doch konnte ich meine Heimatsurkunde nicht finden. So versprach ich denn, am nächsten Tag mit meinen Papieren wiederzukommen. Da war also nichts zu machen.

Ich fuhr jetzt zum St. Francis-Hotel. Captain Allen und Mr. Nesmith erwarteten mich vor dem Hotel, stiegen gleich zu mir in meinen Wagen und befahlen dem Schofför, schleunigst weiterzufahren. Mr. Nesmith hatte schon wieder ein neues Extrablatt mitgebracht, das das vorhergehende an grauenhaften Schilderungen noch überbot. Er erzählte mir, daß im Hotel bereits einige Reporter meiner harrten, weshalb sie mich draußen vor dem Eingang erwartet hätten. Ich müßte unbedingt noch heute weiterreisen.

Da wir ursprünglich beabsichtigt hatten, erst nach zwei Tagen zusammen nach New York weiterzufahren — Captain Allen hatte in San Francisco noch zu tun —, hätte ich jetzt allein reisen

müssen. Aber Mr. Nesmith erbot sich liebenswürdigerweise, mich schon heute zu begleiten.

Wir fuhren deshalb gleich zur Southern Pacific Company und besorgten uns ein Appartment bis nach New York. Mr. Havey wurde telephonisch gebeten, unser Gepäck bis vier Uhr an den Bahnhof zu bringen. Es klappte alles vorzüglich.

Dankbar nahm ich Abschied von Captain Allen und Mr. Havey, die mir während meines kurzen, aber ereignisvollen Aufenthalts in San Francisco so großartige Hilfe geleistet hatten.

Als Vollmatrose nach Norwegen

Im Luxuszug nach dem Osten — New York — In den Verbrecherspelunken von Hoboken — Beim Fabrikanten von Schiffspapieren — Die „Appam" — Der Vollmatrose Jean Pähn

Die Fahrt durch die Vereinigten Staaten war sehr abwechslungsreich und für mich, der ich Amerika noch gar nicht kannte, äußerst interessant.

Solch ein amerikanischer Luxuszug hat Einrichtungen, die wir selbst bei unseren größten und besten Zügen in Europa nicht kennen. Mr. Nesmith und ich hatten eine richtige Wohnung mit einem schwarzen Diener für uns allein. Morgens wurde unser „Schlafzimmer" in wenigen Minuten in ein wohnliches Gemach umgewandelt. Gleich neben uns war ein Baderaum mit einer großen Wanne und einer Brause. Im Speisewagen konnte man zu jeder Tageszeit alles Erdenkliche bekommen. Davor lief ein als Lese- und Rauchzimmer eingerichteter Wagen. Hier konnte man auch unentgeltlich die Dienste eines Schreibmaschinenfräuleins in Anspruch

nehmen, was die Amerikaner gebührend aus-nützten, nur um nicht ihre Geschäfte unterbrechen zu müssen. Der letzte Wagen, der sogenannte „observing car“, hatte eine große Plattform, mit einer Glaskugel überdacht. Hier saß ich stundenlang und ließ die Landschaft vor meinen Blicken vorrüberrasen. Der Zug machte unheimliche Fahrt; manchmal hielt er während ganzer vierundzwanzig Stunden nur einmal. Das ist dadurch ermöglicht, daß etwa alle hundert Kilometer zwischen den Schienen ein längerer mit Wasser gefüllter Graben eingelegt ist, aus dem die Maschine in sinnreicher Weise bei voller Fahrt mit Wasser versorgt wird.

Durch die schneebedeckten Gebirgszüge der Sierra Nevada brachte uns die Bahn nach dem Großen Salzsee, den wir auf einer vierundvierzig Kilometer langen Eisenbahnbrücke überquerten.

Am vierten Tage kamen wir nach Chicago. Hier hörten wir zufällig, daß am Zug nach einem Mr. du Fais gefragt wurde. Also hatten die Reporter in San Francisco doch noch Wind bekommen und ihre Kollegen in Chicago von meiner Ankunft benachrichtigt. Mr. Nesmith

schlug mir vor, die Fahrt zu unterbrechen und von Chicago nach New York eine andere Linie zu benutzen. Wir gingen zum Frühstück in ein Hotel, dann zeigte mir Mr. Nesmith die Stadt.

Am Nachmittag nahmen wir die Twentieth Century Limited, die schnellste Linie von Chicago nach New York. Der Zug legt mit einem kurzen Aufenthalt in Buffalo die große Strecke in zwanzig Stunden zurück. Hierbei berührten wir die Ufer des Michigan- und Erie-Sees. Mr. Nesmith wollte mir noch gern die Niagarafälle zeigen, doch es trieb mich so schnell wie möglich nach New York.

Von Schanghai hatte ich zwei Empfehlungen an dort wohnende Deutsche mitbekommen, an die ich mich wegen Fortsetzung meiner Flucht wenden solle. In New York trennte ich mich von dem liebenswürdigen Mr. Nesmith, um mich vorläufig nach einem der größten Hotels der Stadt, dem Manhattan-Hotel, zu begeben. Hier mietete ich unter dem Namen de Sousa im sechzehnten Stockwerk ein Zimmer.

Das unheimliche Hasten und Jagen des New Yorker Lebens brachte mich anfänglich etwas

aus der Fassung. Ich glaubte, mich nie hier zurechtfinden zu können. Aber schon am zweiten Tag rannte ich durch die Straßen New Yorks, gerade als wäre ich nie aus dieser Riesenstadt herausgekommen.

Viel Vergnügen machte mir das Fahren mit der „Untergrund". Am Anfang fuhr ich zwar regelmäßig über die Station hinaus, an der ich aussteigen wollte; denn bis ich den Namen gelesen hatte, waren wir schon lange wieder unterwegs. Aber das machte ja nichts, ich fuhr einfach mit dem nächsten Zug wieder zurück. Besonders interessant ist der Untergrundbetrieb gegen Abend, wenn die Leute aus den Geschäften kommen. Da fährt ein Zug hinter dem anderen, und kaum hält er, so ist er auch schon dicht besetzt. Diese armen, geplagten Amerikaner! Sie scheinen keine freie Minute zu haben. Will z. B. einer von der 10. nach der 72. Straße fahren, so benützt er von der 10. bis zur 12. Straße den Bummelzug. In der 12. Straße springt er in den Schnellzug, der nur alle fünf Stationen hält. An der 70. Straße steigt er wieder um in den Bummelzug, weil der Schnellzug in der 72. nicht hält.

Und — durch das zweimalige Umsteigen hat er wirklich zwei ganze Minuten gewonnen. Aber auch die Fahrtzeit muß ausgenützt werden. Mit einem ganzen Pack Zeitungen steigt er ein, liest nur schnell die Überschriften, und wenn er aussteigt, läßt er die eben erst gekauften Zeitungen im Zug liegen. Da er in Gedanken immer bei seinen Geschäften ist, hat er natürlich auch keine Zeit, beim Aus- und Einsteigen aufzupassen. Daher kommt es oft vor, daß Leute den Fuß zwischen Rampe und Wagen klemmen. An jeder Wagentür steht daher ein Beamter, dessen ganzer Dienst darin besteht, andauernd: „Watch your step!" zu brüllen.

Besonders auffallend ist dieses Hasten der Amerikaner an der Börse. Mir als Deutschem war dieser Haufen aufgeregter Menschen mit ihren in der Luft herumwirbelnden Armen und Beinen inmitten eines Höllenlärms eine unbegreifliche Erscheinung.

Der Betrieb in meinem Hotel war auch recht eigenartig. Anfangs benutzte ich dauernd den verkehrten Fahrstuhl. Entweder ging er nur bis zum zehnten Stock, oder es war ein Expreßlift,

der erst vom zwanzigsten Stockwerk ab hielt. Im fünfzehnten Stock war übrigens eine große Eisbahn, auf der nachmittags zur Teezeit ein sechzehnjähriges „German Girl“ seine Künste zum besten gab.

Nach langem Suchen hatte ich endlich die Deutschen gefunden, für die ich Empfehlungsbriefe hatte. Sie rieten mir dringend ab, zum deutschen Konsulat zu gehen, da es von den Engländern stetig beobachtet würde. Was ich übrigens über die Aussicht, nach Deutschland zu kommen, von diesen beiden Herren erfuhr, war recht betrüblich. Am Anfang des Kriegs hat es noch neutrale Dampfer gegeben, die keine englischen Häfen anliefen. Jetzt aber mußten alle Schiffe, welcher Nationalität immer, einen englischen Hafen anlaufen, wo sie aufs peinlichste untersucht wurden. Viele Deutsche, die kurz vor mir versucht hatten, nach Hause zu kommen, saßen jetzt als Gefangene in England. Die Furcht vor den Engländern war so groß, daß kein Kapitän eines neutralen Schiffes gegen eine noch so hohe Summe zu bewegen war, einen Deutschen an Bord zu verstecken. Gute Pässe

und Schiffspapiere waren auch kaum noch erhältlich. Man suchte mich zu bestimmen, in den Vereinigten Staaten zu bleiben, ein Vorschlag, den ich natürlich sofort von der Hand wies. Ich würde schon durchkommen!

Einer der Herren, der in einem Boarding House wohnte, nahm mich zu sich mit nach Hause. Hier lebte ich als Deutsch-Amerikaner unter dem Namen C. H. Frank. Wenn ich mir Schiffspapiere oder einen Paß besorgen wollte, war dies nur in den verrufensten Hafenvierteln Hobokens möglich.

Bald konnte man mich selber für einen der dunklen Ehrenmänner halten, die dort hausen. Der ganze Abschaum der Weltstadt verbirgt sich hier. Ich saß mit dem Gesindel in den übelsten Spelunken und schlief nachts auf dem Boden einer Wärmehalle.

Eine Dirne machte mich bald auf ein Subjekt aufmerksam, das „in Fälschung von Schiffspapieren arbeitete". Ich erzählte, daß ich einen französischen Paß brauche für einen Freund, dem es in Sing-Sing (dem bekannten Zuchthaus bei New York) nicht mehr gefiele. Nun begann ein

großes Feilschen. Der unverschämte Kerl wollte hundert Dollars. Schließlich einigten wir uns auf sechzig. Am nächsten Tage traf ich ihn wieder und teilte ihm mit, daß mein Auftraggeber nur fünfzig Dollars bezahlen würde. Nach langen Unterhandlungen ließ er sich endlich auch auf fünfzig Dollars ein. Wir verabredeten einen Ort, wohin ich ihm das Geld bringen wollte; denn daß ich keine fünfzig Dollars bei mir hatte, war klar. Zur festgesetzten Zeit trafen wir uns. Ich überzeugte mich erst, daß keine Spießgesellen meines sauberen Lieferanten zur Stelle waren, die mich ausrauben konnten. Dann holte ich das Geld aus dem Stiefel. Der Kerl streckte sofort die Hand danach aus. Aber so dumm war ich nicht: erst meinen Paß, dann das Geld. Nun kam der Paß zum Vorschein, den ich gleich festhielt. Er wiederum packte das Geld, und dann ließen wir gleichzeitig, ich das Geld, er den Paß los.

Den Paß also hatte ich. Jetzt ging ich spornstreichs nach New York zurück, wo ich mich wieder in einen anständigen Menschen verwandelte. Doch hieß es noch den Paß für meine Zwecke zurechtmachen, was mir auch bald gelang.

Zwei Tage später stand der Matrose Jean Pâhu in Hoboken in einem Heuerbüro und suchte nach einer Gelegenheit zum Anheuern. Diesen Namen „Pâhu" hatte ich nicht ohne Grund gewählt. Er war keineswegs erfunden; denn der richtige Mr. Pâhu konnte mir vielleicht späterhin noch von Nutzen sein.

Auf einem holländischen Dampfer, der über Southampton nach Rotterdam gehen sollte, wurden noch einige Matrosen gebraucht. Ich bekam meine zwei Dollars Heuergeld und zog mit meinem Bündel unter dem Arm an Bord der „Norddan". Am nächsten Tage sollte es in See gehen. Der Kapitän verlangte meine Schiffspapiere, und da ich keine vorzuweisen hatte, genügte ihm schließlich auch mein Paß. Anscheinend stark angetrunken schwankte ich nach dem Raum, wo sich die Heizer aufhielten, und stellte mich als neuer „Fireman" vor. Am nächsten Morgen entstand eine große Aufregung an Bord. Ich ging an Deck, um nach dem Grund zu sehen, als auch schon ein Amerikaner auf mich zukam mit der Frage: „You are from the Appam?"

Die „Appam" war vor einigen Tagen mit einem deutschen Prisenkommando in den Vereinigten Staaten angekommen, und verschiedene Engländer, die mit diesem Schiff gekommen und jetzt freigelassen worden waren, wollten auf der „Norddan" nach England zurückfahren. Natürlich war dies den Reportern sofort zu Ohren gekommen, und sie waren nun auf der Suche nach etwas Sensationellem aus dem Munde von Leuten, die die abenteuerliche Fahrt mitgemacht hatten. Bald wimmelte es auf dem ganzen Schiff von Zeitungsmenschen.

Da wurde mir doch der Boden zu heiß unter den Füßen, und ich drückte mich in aller Stille. Das war allerdings gar nicht so einfach, denn der Schwindel, mit dem Heuergeld wieder durchzugehen, ist gang und gäbe. Aber das war das wenigste. Ich nahm ein leeres Faß auf den Rücken und wurde anstandslos von Bord gelassen, da man annehmen mußte, ich sei beim Ausladen beschäftigt. Auf dem Pier ließ ich mein Faß stehen und schlug mich in die Büsche. Daß ich die Gesellschaft um zwei Dollars betrogen hatte, machte mir kein Kopfzerbrechen.

Nun hieß es aufpassen. In den Heuerbüros von Hoboken kam dieser Jean Pâhu sicher jetzt gleich auf die Liste der Heuergeldbetrüger. Also mußte ich das Anheuern in einem andern Hafen versuchen.

Baltimore schien mir das geeignetste. Schon am nächsten Tag trieb ich mich in den Hafenvierteln Baltimores herum. In einer Kneipe machte ich nach kurzem die Bekanntschaft eines norwegischen Matrosen, dessen Schiff am nächsten Tag in See gehen sollte. Ich traktierte ihn reichlich mit Whisky und Schnaps, bis er schließlich sinnlos betrunken unter dem Tisch liegenblieb. Mit Genugtuung stellte ist fest, daß der sobald nicht wieder nüchtern werden würde und heute abend sicher nicht mehr an Bord käme.

Dann suchte ich mir eine Schlafgelegenheit und stand am nächsten Morgen um sechs Uhr vor dem Heuerbüro. Ich hatte mich nicht verrechnet. Der Kapitän eines norwegischen Dampfers war in aller Frühe selber gekommen und verlangte dringend, da er um acht Uhr in See gehen wolle, nach einem Vollmatrosen; über Nacht sei ihm einer seiner Leute weggelaufen. Der Boß des Heuerbüros bedauerte, augen-

blicklich keine Leute auf Lager zu haben. Seeleute seien jetzt überhaupt sehr rar, und für Fahrten nach England und Frankreich wegen der deutschen U-Boot- und Minengefahr schon gar nicht mehr zu bekommen. Ich stand bescheiden in einer Ecke des Warteraums und kümmerte mich scheinbar nicht im geringsten um diese Unterhaltung. Als ich schließlich an die Reihe kam und nach meinem Anliegen gefragt wurde, erklärte ich, ich sei Vollmatrose und suche eine Heuer, womöglich nach Südamerika.

Der Kapitän des Dampfers kam gleich auf mich zu und fragte, ob ich nicht auf seinem Schiff anheuern wolle.

„Wohin fahren Sie?"

„Nach Norwegen."

„Da geh' ich nicht an Bord, das ist mir zu gefährlich. Ich will lieber nach Südamerika."

„Du bekommst zwanzig Dollars im Monat."

„Ist mir viel zu wenig — zwanzig kriege ich schon für Rio und zurück."

Der Kapitän bot schließlich fünfunddreißig Dollars für eine Fahrt von Baltimore über England nach Norwegen, und ich ließ mich end-

lich überreden. Ich verpflichtete mich gleich für einen „Round-trip", also nach Norwegen und von da auch wieder zurück nach Amerika; das würde mir sicher in England von Vorteil sein. Ohne mir weitere Gedanken zu machen, unterschrieb ich den Kontrakt, in dem ich unter anderem versichern mußte, daß ich ein „able seaman", ein „tüchtiger Seemann", sei.

Ich ging sofort mit dem Kapitän an Bord. Meine einzige Sorge war: wenn nur nicht mein betrunkener Vorgänger etwa wieder zur Besinnung kommt, bevor wir in See sind!

An Bord hieß es: gleich an die Arbeit. Bis acht Uhr mußten wir noch einige hundert Kornsäcke einladen. Mir zitterten die Knie, und ich drohte fast zusammenzubrechen, als ich die schweren Säcke auf der wippenden Planke an Bord schleppte. Ich arbeitete wie ein Tier, denn je schneller wir fertig wurden, desto eher gingen wir in See, und jeden Augenblick konnte ja der „weggelaufene" Matrose wiederkommen.

Endlich, kurz vor neun Uhr, lichteten wir Anker. Bis hierher war alles gut gegangen. Jetzt galt es nur noch, in England nicht erkannt zu werden.

Wie ich den britischen Spürhunden entrann

Britische Menschenjagd auf hoher See — Wie man ein „echter" Matrose wird — In der Kombüse — Ein seltsamer Kamerad — Eine kleine Erpressung — Peinliche Prüfung — Um Leben und Tod — Im englischen Hafen — Entwischt

Der Dampfer war ein älteres Schiff, das nur acht Meilen lief. Ich konnte also für die Fahrt bis Norwegen mit dem vorgesehenen Aufenthalt in England fast einen Monat rechnen.

Es galt nun, während dieser ganzen Zeit durch nichts zu verraten, daß ich keineswegs französischer Berufsseemann war. Wie schwer das ist, davon hat nur der einen richtigen Begriff, der selbst einmal mit den Verhältnissen auf solch einem Handelsschiff vertraut geworden ist.

Schon in New York hatte ich mir das alles klargemacht und, so gut es eben ging, meine neue Rolle einstudiert. Ich bat den deutschen Herrn, mit dem ich zusammenwohnte, nur Englisch mit mir zu sprechen; unvermutet fragte er mich manchmal etwas in deutscher Sprache, und anfangs antwortete ich ihm regelmäßig auf deutsch. Das

mußte ich mir abgewöhnen, denn ich wußte, daß die Engländer zuweilen diesen Trick mit viel Erfolg angewandt und schon öfters Deutsche, die die Untersuchung bereits hinter sich hatten, auf diese Weise noch im letzten Augenblick entlarvt haben.

Von Gibraltar hatte ich in dieser Hinsicht eine lehrreiche Geschichte gehört. Mehrere Deutsche hatten, teils als Kohlentrimmer und Heizer, teils als Passagiere, versucht, durch Gibraltar über Italien und die Schweiz nach Deutschland zu kommen. Italien befand sich damals noch nicht mit uns im Kriegszustand. Die meisten hatten auch die Untersuchung in Gibraltar glatt bestanden, und schon fuhr die englische Kommission wieder an Land. Plötzlich klopfte den sich schon in Sicherheit Wähnenden jemand auf die Schulter und flüsterte ihnen in unverfälschtem Hamburgisch zu: „Na, alter Junge, da haste ja noch mal Schwein gehabt!“ Was ist natürlicher, als daß man in seiner Freude dem vermeintlichen Landsmann auf deutsch antwortet, und damit ist man eben in die Falle gegangen.

Eine zweite Finte der Engländer ist die: Man

wird mitten in der Nacht plötzlich aus dem Schlaf gerüttelt. Was liegt da, schlaftrunken wie man ist, näher als die Frage: „Was ist los?" oder ein unwilliges: „Laß mich in Ruh!"

Aber damit sollten mich die Engländer nicht fangen!

Ich habe mich während der zehn Tage in New York von meinem Kameraden jede Nacht, manchmal zwei- oder dreimal, wecken lassen und antwortete bald ganz automatisch nur noch mit einem „Damned!". Dieser Ausdruck brachte mich immer gleich zum Bewußtsein meiner Lage, so daß ich dagegen geschützt war, etwa noch deutsche Worte hinzuzufügen.

Auch mit meinem äußern Menschen mußten noch verschiedene Veränderungen vorgenommen werden. Meine Hände, die an so harte Arbeit nicht gewöhnt waren, hätten mich natürlich sofort verraten. Aber dem war leicht abgeholfen; ich brachte mir an mehreren Stellen der Finger kleine Verletzungen bei und hielt dann die Hände in Petroleum, in dem vorher rostige Eisenstücke gelegen hatten. Die Finger schwollen natürlich sofort an, und der Rost setzte

sich in den Ritzen der Haut fest. Dies Verfahren wirkte vorzüglich. Nach wenigen Tagen schon hatte ich eine richtige Seemannsfaust. Als Junge hatte ich mein Fahrrad immer selbst zu putzen; jedesmal aber, wenn ich die rostigen Ketten in Petroleum abgewaschen hatte, war es meinen Fingern noch mehrere Tage lang anzusehen. Die Erinnerung daran hatte mich auf den Gedanken gebracht, das beschriebene Verfahren anzuwenden.

Auch mein Gebiß paßte schlecht zu einem Matrosen. Früher hatte ich einmal durch einen Sturz mit meinem Flugzeug einen Vorderzahn eingebüßt, der mir durch einen goldgefaßten Stiftzahn ersetzt worden war. Der mußte natürlich entfernt werden. Kurzerhand schlug ich ihn mir aus. Die Zahnlücke machte sich recht gut; sie schien von einer kürzlich überstandenen Rauferei herzurühren. Verschiedene Backenzähne waren mit Goldkronen überkapselt, die mehr nach vorn gelegenen konnte man beim Sprechen leicht sehen; ich riß die goldenen Kronen ab. Die weiter rückwärts liegenden schmierte ich mit Teer ein. Brr, das schmeckte! Haare und Augenbrauen

wurden tüchtig mit Fett eingerieben, das zuvor mit Kohlenstaub gemischt war.

So, jetzt war mein Aussehen berufsmäßig in Ordnung gebracht, die Täuschung so leicht nicht zu erkennen.

Nun schrieb ich dem Jean Pâhu, gebürtig aus Vallorbe im Kanton Vaud, einen Lebenslauf, den ich auswendig lernte. Ich durfte mich auf keinen Fall beim Verhör in England, wo man mich sicher über mein früheres Leben ausfragen würde, in Widersprüche verwickeln. Dann wurde die Schweizer Nationalhymne und die Marseillaise auswendig gelernt. Durch das Studium Baedekers wußte ich bald im Kanton Vaud und im französischen Jura besser Bescheid als manch ein Einheimischer. Auf alle Fälle prägte ich mir auch noch die Namen der Schweizer Kantone und der französischen Departements so ein, daß ich sie auswendig herzählen konnte; wer mochte wissen, ob das nicht gut war!

Irgendwo fand ich die etwas altmodische Photographie einer bejahrten Frau; die Aufnahme stammte aus „Genève“. Das Bild wurde sachgemäß zerknittert und beschmutzt; trägt doch jeder

Seemann Andenken dieser Art bei sich, die natürlich im Lauf der Zeit die Spuren davon in hinreichender Deutlichkeit aufweisen. Das war meine Mutter.

Aus einem Schiffsregister suchte ich mir ein paar kleine, unbekannte Handelsdampfer aus und merkte mir genau ihre gewöhnliche Reiseroute für etwaige Fragen, wo ich früher gefahren hätte.

Natürlich hatte ich nur amerikanische Kleidungsstücke, da ich wußte, daß einem Hosenknopf der Firma Adam in Berlin ein deutscher Reserveoffizier seinen jetzigen Aufenthalt in einem englischen Gefangenlager zu danken hatte.

Das Slang der englischen Seeleute hatte ich mir in Hoboken rasch angewöhnt.

Schließlich galt es nur noch, an Bord bei den teilweise recht schwierigen seemännischen Arbeiten nicht aufzufallen.

So schwer wie in diesen langen vier Wochen habe ich in meinem Leben noch nicht geschafft.

Das seemännische Personal bestand nur aus drei Vollmatrosen und drei Jungens, und auf solch einem über dreitausend Tonnen großen

Handelsdampfer gibt es unheimlich viel zu tun. Wir drei Vollmatrosen teilten uns in den Dienst des Rudergängers, dem das Steuern des Schiffs obliegt. Wir gingen in drei Wachen zu je sechs Stunden; während der Freiwache aber mußten wir noch sämtliche seemännischen Arbeiten ausführen. Jeden Morgen um sechs Uhr wurde „Rein Schiff" gemacht, und völlig durchnäßt ging man nach Beendigung des Deckspülens zu einer anderen Arbeit über. Da hieß es: Farbe waschen, Rost picken, Bilge reinigen, neue Stahltrossen spleißen, malen, Raum aufklaren: alles Arbeiten, die mir zu Anfang recht sauer wurden.

Nicht lange nach unserer Abfahrt kam ein solcher Sturm auf, daß wir zwei Tage beigedreht liegen mußten. Jetzt wurde die Sache noch schlimmer. Man konnte bei den dauernd überkommenden schweren Seen nur mit Lebensgefahr über Deck gehen. Wir Matrosen waren am Bug des Schiffs, wo man das heftige Stampfen und Schlingern am stärksten verspürte, in einem engen Raum untergebracht. An ein Schlafen war natürlich nicht zu denken, da man immer aus der Koje geschleudert wurde. Die Luft in diesem

Loch war fürchterlich; denn die Bullaugen und die Türe mußten natürlich fest verschlossen bleiben, sonst wären wir in unserer Koje noch ersoffen.

Das Essen mußten wir aus der Kombüse holen, die mitschiffs lag. Täglich gab es morgens und abends Kaffee und Brot, mittags an allen Werktagen Klippfisch und Kartoffeln. Wie sollte man aber bei diesem Wetter das Essen von der Kombüse nach vorn bringen? Wenn es endlich doch einem glückte, dann schwammen Kartoffeln und Fisch in frischem Salzwasser.

Mit dem Essen war es überhaupt so eine Sache. Ich hatte in der ersten Zeit einen solchen Ekel vor den Gepflogenheiten meiner Gesellschaft, daß ich kaum etwas genießen konnte. Der Kaffee wurde aus einer Kanne getrunken, die der Reihe nach herumgereicht wurde, und jeder nahm einen Schluck direkt aus ihr, sooft die Reihe an ihn kam. Und dabei war den Kerlen doch allen die Einrichtung der Zahnbürste gänzlich unbekannt! Die Kartoffeln holte man sich mit seinem Messer aus der Schüssel. Am widerlichsten war das Klippfischgericht. In einer Blechbüchse, die früher einmal Navy-Cut-Zigaretten enthalten hatte,



Der Verfasser, Leutnant z. S. Killinger.

wurde Margarine geschmolzen, in die jeder sein Stück Fisch mit den Fingern einstippte. Und wie sahen diese Finger aus! Die Sonntage unterbrachen die Gleichförmigkeit unserer Mahlzeiten. Da gab es was ganz Feines: eine Suppe mit Reis, Rosinen und Dürrobst.

Unter uns Matrosen war ein Finne. Er schlief über mir, und bald hatte ich mich mit ihm angefreundet. In Baltimore war er vom Kapitän an Land geschickt worden zu einem Arzt, weil er stark hustete und immer Blut spuckte. Der Arzt verschrieb ihm eine große Flasche Arznei, von der er täglich einige Löffel nehmen sollte. Eines Abends brachte er die noch unberührte Flasche zum Vorschein, entkorkte sie und beschnüffelte das Zeug. Der Geruch mußte ihm sehr zusagen, denn er nahm gleich einen tüchtigen Schluck und erklärte dann in seinem gebrochenen Englisch: „Like Whisky" („wie Whisky"). Die Flasche wurde herumgereicht, und jeder trank. Als die Reihe an mich kam, mußte ich natürlich ebenfalls kosten. So bekam ich auch einmal Medizin gegen Blutspucken. Selbstverständlich wurde die ganze Flasche sogleich gänzlich ausgetrunken.

Dieser Finne war überhaupt eine Nummer für sich: Von großer Gutmütigkeit, hat er mir oft eine Arbeit abgenommen, die mir gar nicht von der Hand gehen wollte. In sämtlichen Taschen und in der Mütze hatte er neben schmierigen Twistlappen, Kerzenstümpfen, Schwefelhölzchen und rostigen Nägeln auch eine Sammlung von Zigarettenstummeln. Und öfters machte er mir einen besonders großen Stummel zum Geschenk; ich rauchte ihn, freilich mit recht gemischten Gefühlen.

Abends erzählte er mir in einem Gemisch von Russisch, Spanisch, Englisch und Französisch von seinen früheren Fahrten. Obwohl er seit zehn Jahren zur See fuhr, besaß er keinen Pfennig. Er hatte eine Leidenschaft für aparte Kleider, wie sie die feinen Leute tragen. In jedem Hafen erstand er sich für seine ganze Löhnung irgend so ein Kleidungsstück. So hatte er sich im Februar in Baltimore einen gelben Khakianzug, einen Strohhut und einen Gummimantel zugelegt. Am Sonntag wurden nun diese Herrlichkeiten, die die Woche unter der Matratze geruht hatten, hervorgeholt, und jeder durfte das Zeug einmal anprobieren. Der kindliche Finne, der weder lesen

noch schreiben konnte, stolzierte dann in seinem neuen Staat umher und versuchte, die großen Herrn nachzuahmen. Der Strohhut war von den vielen Fingerabdrücken natürlich gar bald schwarz geworden, und eines Tags hatten ihn die Ratten zernagt. In dem Gummimantel hatte er seinen Kautabak verstaut; der war naß geworden, und jetzt liefen große gelbe Streifen über den einst so schönen braunen Mantel. Am schlimmsten erging es dem Khakianzug, über den sich die Kaffeebrühe ergoß. Das machte dem Finnen aber weiter keine Sorgen. Bis wir zum nächsten Hafen kamen, hatte er neue fünfundzwanzig Dollars verdient, und dafür konnte man sich schon wieder einen neuen Staat kaufen. Das nächste Mal vielleicht einen Anzug mit blanken Knöpfen und goldenem Kragen, wie ihn die Liftboys der vornehmen Hotels tragen!

Durch einen Zufall — wir unterhielten uns abends manchmal über den Krieg und die Deutschen — erfuhr ich, daß der Kapitän auf einer der früheren Reisen einen Deutschen als Küchenjungen an Bord hatte, der von einem deutschen Kriegsschiff gewesen sein sollte. Das

kam mir sehr gelegen. Schon lange hatte ich überlegt, wie ich den Kapitän für mich gewinnen könnte. Eingeweiht mußte er unbedingt werden, bevor wir nach England kamen; da ich als einzig Neuer an Bord angemustert hatte, wurde ich, auch schon in Ermangelung meiner Schiffspapiere, sicher von den Engländern mit an Land genommen, bis ich mich genau ausgewiesen hätte. Dem Kapitän konnte das nur recht sein; denn von England bis Norwegen kam er schließlich auch ohne mich, und so steckte er noch meine Löhnung in die eigene Tasche. Gab er aber bei den Engländern an, mich von früher her zu kennen und ohne mich seine Reise nicht fortsetzen zu können, so ließen sie mich wahrscheinlich laufen. Jetzt hatte ich ein Mittel in der Hand, um vom Kapitän alles zu erreichen oder zu erpressen, wie es eben gehen wollte.

Ich ging zu ihm in seine Kajüte und wir hatten folgende Unterredung:

„Kapitän, ich bin ein Deutscher!"

„Dann wirst du in England gefangengesetzt!"

„Nein, das werde ich nicht, denn Sie werden mir helfen!"

„Ich denke gar nicht daran und lasse mich nicht bestechen!“

„Sie werden mir auch ohne Bestechen helfen!“

„Ich habe gar keine Lust, selbst eingesperrt zu werden und mein Schiff zu verlieren. Geh an deine Arbeit! In England wirst du schon sehen!“

„Gut, Kapitän, ich werde dann den Engländern erzählen, daß Sie auf der vorletzten Reise einen deutschen Offizier mit herübergebracht haben!“

„Das ist nicht wahr!“

„So? Vergessen Sie nicht, daß Zeugen an Bord sind!“

„Es ist schon wahr, aber ich habe nicht gewußt, daß es ein Deutscher war; das habe ich erst in Norwegen erfahren!“

„Das werden Ihnen die Engländer gerade glauben. Ich werde jedenfalls erzählen, er hätte Ihnen schon in Baltimore für die Überfahrt Geld gegeben, dann werden Sie eingesperrt, Sie verlieren Ihr Schiff, und Ihre Reederei kommt auf die Schwarze Liste.“

Wütend stürzte er auf mich zu, um mich zu Boden zu schlagen. Ich wich ihm aus und fragte nochmals:

„Kapitän, wollen Sie mir jetzt helfen?"

Was blieb ihm übrig? Er mußte. Wir vereinbarten, er solle mich in England als einzigen Neuangemusterten angeben und gleichzeitig hinzufügen, ich sei ein sehr tüchtiger Seemann, den er von früher her schon kenne. Er könne ohne mich seine Reise nach Norwegen nicht fortsetzen und bitte daher, die Feststellung meiner Personalien so zu beschleunigen, daß ich an Bord bleiben könne. Ich versprach ihm dafür, ihn auf keinen Fall zu verraten. Er machte mich noch darauf aufmerksam, daß man mich höchstwahrscheinlich trotz meiner Bitte doch mit an Land nehmen würde, so lange, bis mich meine Angehörigen oder meine Regierung ausgewiesen hätten.

Nun mußte ich auch noch für diesen Fall einen Ausweg suchen.

Meine Schulferien hatte ich früher einmal in der Französischen Schweiz bei einem Pfarrer in Vallorbe, dem Pasteur Pâhu, zugebracht. Ich wußte, daß dieser würdige Herr mich jetzt sicher nicht im Stich lassen würde. Wenn ich ihm in einem Briefe mitteilte, in welcher Lage ich mich

befinde, so konnte ich sicher sein, daß er mir helfen würde.

Ich dachte mir die Sache so: Würde ich in England von Bord genommen und in ein Zivilgefangenenlager gebracht, so wollte ich mich in den ersten Wochen weigern, Angaben über meine Person zu machen. Dann wollte ich dem Lagerkommandanten erzählen, die Sache hier sei mir zu langweilig, und er solle bei meinem Vater, dem Pastor Pâhu in Vallorbe, Kanton Vaud, nachforschen, ob ihm nicht im Jahre 1908 sein vierzehnjähriger Sohn Jean entlaufen sei. Ferner solle er nach irgendwelchen Erkennungszeichen dieses Jean fragen.

Ich schrieb an meine Schwester in Deutschland einen Brief, in dem ich ihr mitteilte, sie solle sich sofort telegraphisch Einreise-Erlaubnis nach der Französischen Schweiz besorgen und dann zu Pastor Pâhu nach Vallorbe fahren. Diesem solle sie erzählen, daß ich unter dem Namen Jean Pâhu als sein Sohn in England als Zivilgefangener säße und dort angegeben hätte, ich sei als vierzehnjähriger Junge im Jahre 1908 von Hause entflohen und treibe mich seitdem als

Seemann in der Welt herum. Als besondere Kennzeichen hätte ich in England eine Narbe über der rechten Stirnhälfte und ein Muttermal auf der linken Seite der Brust angegeben. Sobald von den Engländern bei ihm meinetwegen angefragt würde, solle er entsprechend antworten.

Diesen Brief an meine Schwester gab ich einem Matrosen, den ich in die ganze Sache einweihte, und bat, wenn ich in England zurückgehalten würde, gleich nach der Ankunft des Schiffs in Norwegen das Schreiben als dringenden Eilbrief nach Deutschland aufzugeben. Ich schenkte ihm zehn Dollars und versprach ihm für prompte Erledigung des Auftrags weitere fünfzig. Ich konnte sicher sein, daß er für eine so hohe Summe, die er sonst kaum in zwei Monaten verdiente, mir gern den Gefallen tat.

Weiter verabredete ich noch folgendes mit ihm:

Es war sehr leicht möglich, daß mich die Engländer während der ersten Tage im Hafen gefangensetzten, und vielleicht bot sich eine Gelegenheit, zu entspringen. Dann wollte ich nachts an Bord schwimmen. Der Matrose versprach, die Nacht über an Deck zu bleiben und auf mich zu

warten. Im Wellentunnel des Schiffs lösten wir eine Flurplatte. Wir legten ein paar Säcke und eine alte Decke in den niedrigen Zwischenraum darunter, daneben ein kleines Faß Wasser und zwei Brote. Hier wollte er mich dann verstecken, die abgenommene Platte wieder festschrauben und einiges Stückgut darüber lagern. In spätestens vier Tagen waren wir ja in Norwegen, und so lange würde ich es schon da drunten in dem wenn auch engen und finsteren Loch aushalten. Ich wiederholte ihm mehrmals, daß er um Gottes willen in Norwegen nicht vergessen solle, mich zu befreien; sonst war ich da drunten einfach lebendig begraben.

Mit viel mehr Zuversicht ging es jetzt England entgegen.

Zwei Tage vor der Küste trafen wir die ersten englischen Wachtschiffe. Eines kam längsseits und befahl uns, den Hafen von Kirkwall anzulaufen. Dann begleitete es uns einige Stunden und gab uns schließlich an ein anderes Wachtfahrzeug ab. Dies Manöver wiederholte sich alle vier bis fünf Stunden. Endlich kam die Küste in Sicht. Ein kleiner Kreuzer hielt auf uns zu,

signalisierte mit dem uns begleitenden Wachtschiff, und dann bekamen wir den Befehl, nicht Kirkwall auf den Orkneyinseln, sondern Stornoway auf den Hebriden anzulaufen.

Vor dem Hafen mußten wir warten, bis ein Lotsendampfer längsseits kam, der gleichzeitig die englische Untersuchungskommission mitbrachte. Ich warf das Seefallreep über Bord, war den englischen Seeoffizieren behilflich, an Deck zu steigen, und brachte sie in die Kajüte des Kapitäns, wo sie sich gleich an die Durchsicht der Schiffs- und Ladungspapiere machten.

Als ich nach vorn in unseren Raum kam, sah ich, daß dieser schon peinlichst von englischen Matrosen durchsucht wurde. Wir mußten alle bei dieser Untersuchung zugegen sein. Unter meiner Matratze fanden sie einen amerikanischen Anzug, Mantel und Hut. Dies fiel weiter nicht auf, da ja auch die übrigen Matrosen ihre Kleider unter der Matratze der Koje verstaut hatten.

Dann erkundigten sie sich nach dem Verlauf der Überfahrt und boten uns Zigaretten an. Während der Unterredung fragten sie ganz unauffällig, ob vielleicht ein Deutscher unter der

Besatzung oder sonst an Bord sei. Wir verneinten dies alle und fragten sie, da wir über drei Wochen in See gewesen waren, nach den letzten Kriegsereignissen. Sie erzählten uns, die Deutschen hätten mehrere große Schlachten verloren, und der Krieg sei wahrscheinlich bald zu Ende.

Dann machten sie sich an die Untersuchung der übrigen Schiffsräume.

Inzwischen hatten die Offiziere in der Kajüte die Papiere geprüft und erklärten, wir könnten wahrscheinlich schon nach zwei Tagen unsere Fahrt fortsetzen. Es wurde jetzt die ganze Besatzung vor der Kajüte versammelt und zur Durchsicht der Mannschaftspapiere geschritten. Außer mir hatten alle englische Pässe. Die anderen wurden einzeln in die Kajüte gerufen; Photographien und Fingerabdrücke wurden verglichen, und nach einer Stunde war die ganze Besatzung geprüft.

Als letzter kam ich jetzt an die Reihe.

Ein englischer Seeoffizier betrachtete gerade, als ich eintrat, meinen Paß durch die Lupe. Ein zweiter begann sofort das Verhör mit mir.

„Sie sind Franzose?"

„Ja!"

„Wie lange fahren Sie schon zur See?"

„Seit meinem vierzehnten Lebensjahr."

„Wo sind Ihre früheren Schiffspapiere?"

„Die habe ich zum Teil verloren, zum Teil verkauft."

„Sie wissen, daß es verboten ist, seine Schiffspapiere weiterzuverkaufen?"

„Jawohl, aber ich brauchte Geld!"

„Sie müssen aber doch noch Ihre Heuerpapiere von Ihrer letzten Fahrt besitzen."

„Ich habe seit vier Jahren nicht gefahren."

„Wo waren Sie während dieser Zeit, und was haben Sie getrieben?"

„Ich war in Bogota in Südamerika und habe dort in einer Automobilwerkstatt gearbeitet. Später war ich in Barranquilla Schofför."

„Da können Sie also Auto fahren?"

„Natürlich kann ich das!"

„Warum fahren Sie jetzt wieder zur See?"

„Weil man an Land nicht mehr genug verdient."

„Als Schofför verdienen Sie doch gerade genug."

„Fahren Sie doch mal selbst als Schofför und leben Sie von zwölf Dollars im Monat! Mir war das nicht genug. Jetzt bekomme ich fünfunddreißig!“

Unvermutet sagte plötzlich jemand hinter meinem Rücken auf deutsch: „Wo sind Sie denn geboren?“ Ich tat, als hätte ich nichts gehört. Der Engländer, der soeben diese Frage an mich gestellt hatte, tippte mich auf die Schulter und fuhr auf deutsch fort: „Sie, ich spreche mit Ihnen!“ Langsam drehte ich mich um, schaute ihn mit einem möglichst verständnislosen Gesicht an und sagte:

„I don't understand you, Sir.“

(„Ich kann Sie nicht verstehen.“)

Nun fragte er mich auf französisch, wo ich geboren sei. Ich merkte an seiner Aussprache: der kann mich auf französisch nicht hineinlegen, der kann ja weniger als ich! Ich gab ihm Auskunft und wurde jetzt, wie ich es vorausgesehen hatte, über Vallorbe und Umgebung ausgefragt. Nach längerer Unterhaltung wandte sich der Engländer an den Offizier, der inzwischen mit der Untersuchung meines Passes fertig

geworden war, und sagte ihm leise: „He is all right, I think. Shall we take him ashore?" („Ich glaube, es ist alles in Ordnung mit ihm. Sollen wir ihn mit an Land nehmen?") Obwohl diese Worte nicht für meine Ohren bestimmt waren, fiel ich ihm gleich in die Rede und fragte, wieviel man an Land verdienen könne. Mir gefiele es doch nicht mehr an Bord, und wenn ich gut bezahlt würde, ginge ich ganz gern mit an Land. Das schien den strengen Herrn den letzten Zweifel an der Richtigkeit meiner Angaben zu nehmen.

Sie gaben mir meinen Paß zurück und ließen mich gehen. Ich stieg gerade die Treppe hinunter, als mir auf deutsch nachgerufen wurde: „Halt, Sie haben noch etwas vergessen!" Ruhig lief ich weiter.

Damit fangt ihr mich nicht!

Bevor die Kommission, die unsere Schiffspapiere mit an Land nahm, wieder abfuhr, wurde uns allen verboten, das Schiff zu verlassen. Wir ankerten im Hafen neben einem schwedischen Segler.

Ich habe in dieser ganzen Nacht kein Auge geschlossen. Gegen zwei Uhr — die anderen

schliefen alle ganz fest — öffnete sich die Tür, und ein Engländer weckte den Finnen. Dann versuchte er, mich wach zu rütteln. Ich ließ ihn erst lange schütteln, bis ich verschlafen die Augen öffnete und „Damned, stop it!" („Zum Teufel! Laß das!") sagte. Er ließ mich in Ruhe, ich drehte mich auf die andere Seite, und bald schien ich wieder fest eingeschlafen zu sein. Nun wurden die anderen der Reihe nach ebenso wie ich geweckt. Fast hätte ich laut gelacht, als der Engländer von einem, den er wohl gar zu sehr gerüttelt hatte, einen kräftigen Tritt bekam. Wie ich ihm das gönnte!

Am Abend des nächsten Tages kam die Kommission wieder an Bord und brachte die Ladungspapiere mit zurück. Ich putzte gerade das Messing der Kajütenfenster und hörte, wie dem Kapitän eröffnet wurde, daß wir noch diese Nacht auslaufen könnten.

Als die Kommission wieder von Bord ging, sah ich mich vorsichtig um, ob nicht jemand zurückgeblieben war. Bei mir sollte der englische Schurke aus Hamburg „kein Schwein" haben!

Wir signalisierten um einen Lotsen und lich-

teten gleich Anker, als dieser an Bord gekommen war. Ich hatte um zwölf Uhr nachts Wache, und gerade, als ich ablöste, ging der Lotse von Bord. Doch auch jetzt noch blieb ich auf der Hut, denn wer konnte wissen, ob die Engländer nicht noch einen anderen Trick vorhatten?

Erst als der letzte Schein des Leuchtfeuers von Stornoway verschwand, fühlte ich mich sicherer. Aber einen Freudentanz aufzuführen, schien mir immer noch verfrüht. Auch hätte ich keine Zeit dazu gehabt; denn ich mußte scharf am Steuer aufpassen. Es herrschte hier reger Schiffsverkehr, und die dummen Wachtfahrzeuge hatten abgeblendet. Zwei Tage waren wir schon unterwegs, und noch immer begegneten wir englischen Wachtschiffen.

Endlich lag auch das letzte hinter uns. Und am nächsten Tag sollten wir nach Norwegen kommen.

Nach Hause

In Norwegen gelandet — „Ich bin ein deutscher Offizier" — Der Mann ohne Papiere — Deutschland in Sicht — Empfang in der Heimat

Voll Spannung zog ich auf Wache. Noch war es zu dunkel, um die norwegische Küste zu erkennen. Der Karte nach konnten wir aber nur noch einige zwanzig Seemeilen von Land ab sein. Endlich kam das Feuer von Kristiansand in Sicht. Bald sah man auch die schneebedeckten steilen Felsen der Küste. Nur noch wenige Stunden, dann kamen wir in den Skienfjord. Um elf Uhr morgens machten wir an einem Getreideaufzug in Skien fest.

Am liebsten wäre ich gleich spornstreichs davongelaufen. Doch in meinem Aufzug hätte man mich ja verhaftet. Ich ging deshalb zum Kapitän und bat, an Land gehen zu dürfen. Erst sollte ich noch den Schnee von den Ladelucks schaufeln und klarmachen zum Ausladen. Vor Wut traten mir die Tränen in die Augen. Aber was wollte ich machen? Ich hatte mich nach Amerika zurück verpflichtet, und wenn der Kapitän gemein war,

so konnte er mich überhaupt an Bord festhalten. Einfach weglaufen ging jetzt noch nicht.

So schaufelte ich denn Schnee, bis ich nicht mehr konnte. Dann riß ich mein Ladeluck auf, stürzte wieder zum Kapitän und sagte, daß meine Arbeit beendet sei.

„Heute ist Samstag, und vor Montag können Sie nicht abmustern, da am Samstag und Sonntag die Büros der Reedereien geschlossen sind."

Ich merkte, daß es ihm nur um mein Geld zu tun war, aber das ließ ich ihm ja mit Freuden.

„Gut, Captain, ich will gar nicht abmustern, ich laufe einfach weg."

Damit erklärte er sich endlich einverstanden.

Ich holte mir einen Eimer heißes Wasser, Seife und Soda, und es begann das große Reinemachen. Donnerwetter, war das ein Dreck! Dann holte ich meinen guten Anzug, Hut und Mantel unter der Matratze hervor und verabschiedete mich von meinen Kameraden, die ob meines veränderten Aussehens nicht wenig erstaunt waren. Auf der letzten Treppe des Laufstegs drehte ich mich noch einmal um und rief ihnen zu:

„I'm not French, I'm a German officer!" („Ich bin kein Franzose, ich bin ein deutscher Offizier.")

Die Freude konnte ich mir doch nicht versagen, den Kerlen zu zeigen, daß ein deutscher Seeoffizier auch als Vollmatrose zu fahren versteht. Gern hätte ich's der ganzen Welt zugerufen, so glücklich war ich. Nach fast einem Jahr seit meiner Gefangennahme war ich wieder frei. Und was hatte ich in dieser Zeit nicht alles erlebt!

Der Matrose, der Mitwisser meines Geheimnisses geworden war, hatte sich dienstfrei gemacht, um mich in die Stadt zu begleiten. Wir gingen in ein Gasthaus, und mit Behagen genoß ich die seit langem wieder einmal auf richtigen Platten aufgetragenen Speisen. Fast hatte ich schon den Gebrauch des Bestecks und der Serviette verlernt.

Am Nachmittag ging ein Zug nach Kristianta. Nachdem ich mir die Fahrkarte dahin gelöst hatte, schenkte ich den Rest meiner Barschaft dem braven Seemann. Gern hätte ich ihm noch andere Gefälligkeiten erwiesen, hatte er sich doch als echter Kamerad bewährt.

Im Zug traf ich meinen Kapitän, der ebenfalls nach Kristiania fuhr, um seine Frau zu begrüßen. Jetzt war er sehr freundlich zu mir, und bis Kristiania haben wir über die Erpressergeschichte, die er mir nicht mehr übelnahm, herzlich gelacht. Zum Abschied sagte ich ihm noch, daß ich ihm für seine nächste Reise von Amerika nach Norwegen gleich ein paar Deutsche an Bord schicken würde, da er ja so gern Deutsche mit herübernähme.

„Unterstehen Sie sich, Sie Frechdack

Damit trennten wir uns.

Ich ging jetzt gleich in ein Hotel und ließ mir ein Bad bereiten. Das tat wohl! Dann telegraphierte ich nach Hause. Wie mußten meine armen Angehörigen in Sorge um mich sein! Denn sicher hatten sie, seit ich vor vier Monaten aus dem Zug gesprungen war, von mir keine Nachrichten mehr erhalten. Ich wußte ja gar nicht, ob ich nicht zu Hause schon lange für tot gehalten wurde; denn seit meiner Gefangennahme hatte ich selber nicht ein einziges Mal etwas aus Deutschland gehört. Vielleicht wußte überhaupt gar niemand in Deutschland, daß mich die Russen da=

mals aufgefischt hatten. Ebenso leicht konnte ich ja auch ertrunken sein. Ich erbat auch gleich in dem Telegramm Nachricht nach Warnemünde, ob zu Hause noch alles am Leben und gesund sei.

Am nächsten Morgen ging ich aufs Konsulat und erzählte, ich sei ein deutscher Offizier und komme gerade aus Sibirien. Man nahm die Mitteilung sehr skeptisch auf, da ich gar keine Papiere hatte. Daß man mit einem deutschen Paß in der Tasche nicht gut durch England kommen könne, das schien dem Beamten so rasch nicht einzuleuchten. Ein Deutscher muß eben seine Papiere immer schön säuberlich bei sich führen und musterhaft in Ordnung haben. Endlich bekam ich das Fahrgeld bis Warnemünde, mehr aber auch nicht. Dann wurde mir noch auf dringende Bitten ein Schein ausgestellt, auf dem bestätigt war, „daß ich nach meinen eigenen Angaben der angebliche Leutnant zur See Killinger sei und aus russischer Gefangenschaft kommend nach Deutschland zu reisen beabsichtige".

Kaum saß ich im Zug, da kam auch schon ein Herr, der sich als Detektiv entpuppte. Dem kam

ich aber grob. Jetzt, so kurz vor der Heimat, wollen die Kerle mir noch Schwierigkeiten machen. Ich sagte ihm unverblümt, er solle sich zum Teufel scheren; meine Person ginge ihn gar nichts an, solange er mir nicht schwarz auf weiß vorzeigen könne, daß er beauftragt sei, gerade meine Personalien festzustellen. Überhaupt, wenn er mich noch weiter belästige, würde ich den Bahnhofsvorstand bitten, ihn festnehmen zu lassen.

War es wirklich ein Geheimdetektiv der norwegischen Regierung, dann hatte ich von meiner Grobheit schöne Schwierigkeiten zu gewärtigen! Aber gerade in Norwegen wimmelt es ja von englischen Spionen, die Opfer für die Schwarze Liste suchen, und dieser Kerl, der keinen Ausweis vorzeigen konnte, gehörte sicherlich auch zu der Bande. Er drückte sich denn auch stillschweigend.

Von Kristiania bis Helsingborg hatte ich Schlafwagen, aber an Schlafen war natürlich nicht zu denken. Für mich gab es nur einen Gedanken: Morgen bist du in Deutschland!

Endlich graute der Morgen. Wir kamen nach Helsingborg. Nun schnell über den Sund nach Helsingör. Eine Stunde später war ich in Kopen-

hagen. Die zwei Stunden Aufenthalt kamen mir wie eine Ewigkeit vor. Ich verfluchte sämtliche dänischen Uhren; die Dinger gingen ja viel zu langsam.

Endlich fuhren wir weiter. Als wir um zwei Uhr nachmittags in Gjedser ankamen, lief ich sofort zur Fähre und fragte: „Kann man von hier schon Deutschland sehen?" Ich glaube, der Beamte hielt mich für nicht ganz zurechnungsfähig. Ich stellte mich gleich am Bug auf und verließ meinen Platz nicht eher, als bis ich die deutsche Küste erblickte. Ich war ganz überwältigt durch den Anblick des langersehnten Vaterlands. Ich stand und schaute und schaute. Nun kreiste auch noch ein Flugzeug der Warnemünder Seeflugstation über unserm Schiff. Mir war's, als sei's mir entgegengeflogen, um die ersten Grüße der Heimat zu bringen.

Als wir endlich in den Hafen einliefen, sprang ich schon lange, ehe festgemacht war, an Land. Die Knie zitterten mir, und am liebsten wäre ich allen Leuten um den Hals gefallen.

Ein Landsturmmann faßte mich am Ärmel und schleifte mich alsbald vor einen Kriminalkom-

missar. In fliegender Hast erzählte ich, ich sei aus Sibirien entflohen und deutscher Marineoffizier.

In schroffem Ton wurde mir erwidert: „O, ich weiß schon, Sie sind uns bereits gemeldet.“ Ich war sprachlos, als ich aus dem Weiteren erkannte, daß man mich für einen russischen Spion hielt. Empört verlangte ich, sofort zum Kommandanten der Grenzüberwachungsstelle geführt zu werden. Aber der Kriminalbeamte erklärte mir, ich habe hier gar nichts zu verlangen und solle mir nur nicht einbilden, daß der Herr Rittmeister für mich allein da sei.

„Haben Sie denn überhaupt keine Papiere?“

Papiere? Ja richtig, Papiere hatte ich zwar nicht, doch hatte ich den Schein vom Konsulat in Kristiania. Ich zeigte ihn vor, aber der Kriminalbeamte erklärte mir, mitleidig lächelnd, das hätte ich auch ein bißchen schlauer anfangen können; so dumm sei doch kein deutscher Beamter.

Jetzt wurde ich grob. Aber schon hatte mich der biedere Landsturmmann am Wickel. Warum hatte ich aber auch nicht gleich daran gedacht: hier war ja eine Flugstation, und da mußten

doch sicher Kameraden von mir sein. Ich bat also: „Rufen Sie doch die hiesige Flugstation an und ersuchen Sie einen Herrn, der Leutnant Killinger kennt, hierherzukommen!"

Das geschah denn auch schließlich. Der Flugplatzleiter wolle sofort persönlich kommen. Bis zu seinem Eintreffen wurde ich scharf bewacht. Endlich öffnete sich die Tür, und vor mir stand — Kapitänleutnant H.

„Killinger, Killinger, Sie leben noch?!" — —

Elf Monate waren vergangen, seitdem ich in Libau in Gefangenschaft geraten war. Nur durch eine Fahrt um die ganze Erde hatte ich das Vaterland wieder erreichen können.

Ich bekam die Telegramme, die von Haus für mich eingetroffen waren: Gottlob noch alles wohl.

Und jetzt öffnete der Posten den Schlagbaum: Ich war wieder in Deutschland, in der Heimat!

Ullstein & Co
Berlin SW 68